

## **Die geheime Geschichte der Katharer**

Warum diese Geschichte geheim ist.....	1
Santiago de Compostela .....	4
Priscillian .....	6
Manichäer .....	8
Die Pyrenäen.....	10
Kelten und Römer .....	14
Gallia togata .....	16
Merowinger Karolinger, und die Entstehung der Provence.....	18
Miriam.....	21
Die dunklen Jahre.....	28
Irenäus von Lyon.....	33
Byzanz, der Balkan und die Provence.....	36
Das Haus der Guten Menschen.....	49
Die Stadt der leeren Kirchen.....	62
Domenico Guzman .....	68

### **Warum diese Geschichte geheim ist**

Diese Geschichte ist nicht deshalb geheim, weil sie etwas enthält, das keiner wissen dürfte. Wäre das der Fall, dürfte sie als geheime Geschichte auch nicht geschrieben werden. Sie enthält im Gegenteil wo immer es angeht verfolgbare Quellen, die jedem, der sich mit der Geschichte der Katharer befassen will, zugänglich sind. Aber sie ist sozusagen von innen her geschrieben und so gewinnen die Quellen auf die sie sich wie jede andere Geschichte beruft und auf denen sie beruht, einen andern Stellenwert als in beispielsweise katholisch beeinflussten oder in der mehrheitlichen christlichen Tradition schwimmenden Interpretationswerken. Die Verfasserin schreibt hier auch ihre eigene geheime Geschichte mit, und muss darlegen, inwieweit sie sich zu dieser Geschichte bekennen kann, inwiefern sie aber auch zu ihr auf Distanz gehen muss: einen Generalnenner einverständlicher Ablehnung oder Annahme wird es, wie bei jedem Problem aus dem Umkreis der Gnosis, nicht geben können.

Man wundere sich also nicht, wenn es hier auf weite Strecken „kreuzbrav“ zugeht. Denn die Quellen sind bis auf wenige Ausnahmen Werke der „Sieger“ und wir wissen, auf welche Weise sie ihren Sieg errungen haben – auf dem Wege der Vernichtung einer ganzen Kultur. Als die Heere Montforts und des französischen Königs mit den Katharern fertig waren, standen sie in inmitten einer kulturellen Brandrodung. Als die Inquisitoren ihr Werk vollendet hatten, gab es - endlich - eine fromme, aber eine spirituelle Provence gab es nicht mehr. Die literarischen Grundlagen der Verlierer, auf deren Basis allein eine offizielle Geschichte der Katharer geschrieben werden könnte, sind zum größten Teil – etwa 95 Prozent – vernichtet, was blieb, sind Zufallsfunde wie das Buch von Lyon oder dualistische Traktate. Vieles lässt sich nicht mehr rekonstruieren – besonders das nicht, was sich zwischen dem Eintreffen der Miriam

in Marseille gegen Ende des ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und dem Beginn der Inquisition in der Provence – immerhin über ein Jahrtausend – ereignet hat. Nur hier und da, wie im Falle Priscillians, oder des Irenäus von Lyon, sowie des letzten gallischen Statthalters Synagrius fällt etwas Licht in die Szene.

Das liegt aber m. E. nicht daran, dass die Geschichte der Bewegung, die nachmals Katharer genannt wurde, einer von vielen Namen die man ihr durch die Jahrtausende gab, sich im Dunkel abgespielt hätte – vielmehr hat sie sich meist im hellen Tageslicht ereignet, nur – mit den Akteuren starb auch die Erinnerung an sie aus, da was sie hinterließen nicht überkommen ist. Wer also die Bewegung in Gänze wieder auferstehen lassen will, der muss sich auf manchmal winzige Spuren und Indizien – und auf einen weiten europäischen Blick verlassen können, denn: die Bewegung der auch die gallischen „Urchristen“ angehört sind, von der sie einen wichtigen Teil bilden, trägt gesamteuropäischen Charakter – sie ist jenem Beitrag zu vergleichen, den in anderen Kulturen Sufis, Sadhus und Yogis, Daoisten, Zenmeister, Bhikkus und Bhikkunis, die buddhistischen Mönche und Nonnen, geleistet haben. Was diese für den Nahen Osten, Indien und Hinterindien, die chinesische und die japanische Geisteswelt getan haben, eben das haben die Katharer (ich will sie einmal weiterhin so nennen) und ihre Geistesverwandten die Bogomilen und die Paulikianer für die Welt des Europäers getan. Wie sie dafür bedankt worden sind, erfahren wir anschaulich aus der Kirchengeschichte. Überall wohin Christen kamen, veranstalteten sie den nämlichen Kahlschlag – ob in Afrika, in Australien und in den beiden Amerika – nur Asien hat ihnen widerstanden. Eine lahme Entschuldigung, wie sie vom Papst Johannes Paul II ausgesprochen worden ist, genügt m. E. aber nicht, da das, wogegen diese Christen gesündigt haben, schon immer in ihren Evangelien stand, sie schon immer wussten, dass sie sich mit der Kraft des Geistes durchzusetzen hätten und sonst mit gar nichts. Im Gegensatz zu ihnen haben sich die Katharer und ihre Geistesverwandten an ihre Bücher gehalten, selbst wenn ihnen das zum Nachteil und zur persönlichen Katastrophe gereicht hat.

Es gibt nicht viele Namen in dieser Geschichte – aber das bedeutet nicht, dass es keine namhaften Katharer gegeben hat – wir wissen lediglich nichts mehr von ihnen. Mit denen, von denen wir wissen, sind wir indes nichts besser daran – denn was wir von ihnen erfahren, das erfahren wir aus dem Munde ihrer Todfeinde. Die nun hatten kein Interesse, näher auf Geisteswelt und Lebensführung ihrer Gegner einzugehen und womöglich auch noch zu hinterfragen. Aber der Mensch tut den Mund nicht auf, ohne dass seine Sprache ihn verrät, und so enthalten diese wenigen Bemerkungen für den Aufmerksamen und Kundigen doch noch einiges an Informationen.

Aufmerksam mag auch jemand sein, der unkundig ist – daher ist Sympathie für die Katharer noch kein Kompetenzmerkmal und die Spekulationen schießen entsprechend ins Kraut. Man traut der christlichen Berichterstattung zwar nicht über den Weg, fällt aber dann doch immer wieder auf sie herein und kolportiert ihre Lügen und Irrtümer. Unmöglich können sie.. doch, sie können. Es ist schier erschütternd, was man über die Katharer zu lesen und zu hören bekommt: sie wären Christen gewesen – nichts waren sie weniger als das. Sie hätten an die Kreuzigung in Form des

Doketismus geglaubt – nichts haben sie weniger. Sie hätten nach den Johannesevangelium gelebt – keiner von ihnen hat das jemals, sondern sie lebten nach den Worten die der Jünger „den Jesus liebte“ aufgeschrieben hatte und der Mann hieß Judas der Zwillings. Sie hätten mit dem Consolamentum den Geist per Handauflegung übertragen – sie hätten, dies lesend, herzlich gelacht. Sie hätten den Gral bewacht – Herrjehemine.. schon wieder solch ein Brüller. Sie hätten permanent Buße getan - verständnisloses Kopfschütteln – wofür denn Buße? Sie waren keine Sünder. Sie hätten permanent gefastet – breites Grinsen, denn der Tisch war damals für alle karg gedeckt und Essen und Trinken waren nun mal nicht ihre Hauptbeschäftigung. Sie hätten viel gebetet – jetzt bekommen schon bald die Ohren Besuch von den Mundwinkeln, aber dieser Ruf hielt ihnen die Scharen von Verehrern vom Leibe die ihre Konvente sonst überrannt und ihr eigentliches Leben gefressen hätten. Vegetarier waren sie allerdings – aber nur daheim, auf Reisen taten sie, wie ihnen befohlen: esst, was man euch vorsetzt. Sie trugen einheitliche Tracht – aber sie waren nicht dazu verpflichtet, trugen ebenso oft und gern Zivil. Immerhin aber schreckten alle diese Behauptungen – die von den Bonshommes (dies ihre wirkliche Bezeichnung, „gute Menschen“, abgeleitete über Stufen vom alten „Khrestoi“ – Sanftmütige, Brauchbare) klugerweise keineswegs immer dementiert wurden – die Begehrlichen ganz gut ab, die vom gesellschaftlichen Status ordinierter Katharer profitieren wollten, denn der war nun wirklich exorbitant.

Ich habe nicht vor, den vielen Geschichten, in denen das Treiben der Inquisition bei weitem den größten Raum einnimmt, eine hinzuzufügen. Die Aussagen der Folteropfer sind, wenn überhaupt relevant, zumeist von „Gläubigen“ gemacht, die wenig Einblick in das innere Leben der Katharer hatten. Wo an wenigen Stellen ein Ordinerter zu Wort kommt, weht aber sofort ein ganz anderer Geist durch den Raum – nicht ein Geist frommer Demut, sondern ein Geist des Stolzes, der Furchtlosigkeit im Angesicht des sicheren Todes, denn kein Ordinerter konnte mit einem Widerruf auf Dauer leben – wir werden zu erörtern haben warum das so ist und warum auch in unseren Tagen die Abkehr von Gnosis, wenn man sie erst einmal hat, praktisch und theoretisch unmöglich ist. Was ich möchte, ist, so detailliert wie möglich auf eine Zeit und ihre wirklich treibenden Kräfte eingehen – eben auf die Katharer als kulturschaffende Kraft in der südfranzösischen Landschaft – auch dort, wo sie gar nicht besonders und als solche in Erscheinung treten. Was ich möchte ist, das Leben in den Städten und auf dem Lande, in den Konventen und den Versammlungsorten, in den Schlössern und auf den Straßen dieser Landschaft vor dem inneren Auge wieder zu erschaffen und das von Anfang an. Dazu gehört auch, zu sagen wie es dahin kam.

Natürlich ist, wie schon gesagt, eine solche Arbeit nicht ohne Vorarbeit möglich, aber dies hier soll kein bloßes Abschreiben und Kompilieren sein – vielmehr nehme ich mir die Freiheit, in jenen Brunnen einzutauchen, der im Grunde jedermann offen steht – den Brunnen der Schau, die sich an kleinen und kleinsten Fundstücken entzündet – Wissenschaftlichkeit ist weder mein Begehren noch ist Sensation mein Ziel. Ich versichere, dass ich die einschlägige Literatur zum Thema kenne und dass ich sie, wo es anging, auch benutzt habe. Ich nehme mir allerdings die Freiheit, mich von der Interpretation der Autoren und ihrer oft starken christlichen Belastung dezidiert zu distanzieren. Der Verteidigungskrieg der Kirche gegen die Katharer hat stattgefunden

den und ist mit dem Sieg der Kirche beendet worden, ich kann ihn hier nicht wieder aufnehmen und will das auch nicht. Aber wir sind uns einig darüber, dass dieser Krieg nicht mit Argumenten sondern mit Waffen geführt worden ist und daher auch nicht wirklich ein Ergebnis brachte. Die Bewegung blieb bis heute argumentativ schon deshalb unbesiegt, weil diese christlich geprägte Gesellschaft gar nicht imstande ist in jener Freiheit zu denken und zu fühlen die den Katharern und Gnostikern überhaupt ganz selbstverständlich eigen ist.

Daher muss die wahre Geschichte der Katharer solange eine christliche Geschichte ihres Untergangs existiert, immer eine geheime Geschichte bleiben. Aber dieser Umstand ist, wie gesagt, von ihnen niemals beabsichtigt gewesen.

## **Santiago de Compostela**



Weithin beherrschen die barocken Glockentürme die Küstenebene von Santiago de Compostela im äußersten Nordwesten Spaniens. Seit Jahrhunderten ist nicht nur Spanien unterwegs zur Kathedrale von Santiago dem „Maurentöter“ sondern das ganze katholische Europa hat die Wege dorthin ausgetreten – von beinahe jedem Ort her gelangt man auf eine der vielen Pilgerstraßen. Neuerdings hat das Pilgerwesen einen neuen

Auftrieb erhalten, sozusagen als Abenteuer touristik mit spirituellem Einschlag. Kaum einer der modernen Pilger ist noch, wie einst, gezwungenermaßen unterwegs. Kaum einer schleppt sich noch hungrig und durstend voran, von einer wilden Natur wie von grausamen Menschen gleichermaßen geängstigt. Kaum einer hüllt sich in Lumpen und verbirgt das Gesicht unter der weiten Kapuze des Pilgermantels – manchmal das einzige, ihm erlaubte, Kleidungsstück, ungenügender Schutz gegen Kälte und Hitze gleichermaßen, der nur einem Zweck dient: der Anonymisierung, der Auslöschung der Person dessen, der ihn trägt.

Strapaziös ist die Pilgerfahrt aber immer noch. Besonders für Menschen, welche die Segnungen einer Zivilisation gewöhnt sind, in der des nicht mehr notwendig ist, große Strecken zu Fuß zurück zu legen, ist sie noch immer eine Herausforderung. Aber um Nachtlager, um Essen und Trinken, um die Sicherheit des Weges und der

eigenen Person muss der Pilger von heute sich nicht mehr sorgen. Herbergen säumen den Weg und überall fast sind die Pilger willkommen, denn sie bringen Geld in Dörfer und Städtchen, die sonst vom Blut des Wohlstands abgeschnitten wären. Die Wiederbelebung der Pilgerstraßen nach Santiago war und ist ein Geschäft. Aber der Pilgerstempel dient nicht mehr dazu, Entlastung von Kirchenstrafen zu erwirken, sondern er ist Souvenir und die Kirchhöfe längs der Pilgerwege dienen nicht mehr der Bestattung unterwegs zu Tode Gekommener, sondern sind Objekte der Besichtigung. Keineswegs auch müssen die neuen Pilger alle Messen besuchen und alle Gebete sprechen, alle Regeln einhalten, die dem Pilger des Mittelalters, der ein Büsser war, auferlegt wurden. Ob man das bedauern soll – ich meine, nicht. Denn der Pilger von heute will etwas ganz anderes erfahren als der Pilger damals: er will Befreiung erleben, aber nicht von Kirchenstrafen, sondern von Zwängen des täglichen Einerlei, er will Gemeinschaft erleben anstelle von durch Konventionen erzwungener Vereinzelung, er will sich selbst erleben, wie er sein Gesicht in den freien Wind der Landschaft hält, allein unter einem weiten Himmel, verloren zwischen den Horizonten. Am Faden des Pilgerwegs in Gemeinschaft mit andern gehalten, will er sich selbst ausprobieren in einer Angelegenheit in der es auf ihn ankommt – während er im Leben sonst meist nur Rädchen in irgendeinem Getriebe ist.



Angekommen, gesetzt er kommt an und macht nicht vorher schlapp, weil er die Beanspruchung seines Leibes nicht gewohnt und ihnen nicht gewachsen ist, umgibt ihn der ganze Bombast einer katholischen Pilgerstätte.

Eine riesige Kathedrale nimmt ihn auf, in der Weihrauch gleich aus einem riesigen Kessel ins ganze Schiff geblasen wird, statt aus vielen kleinen Fässern – Erinnerung an ein vorzeiten bitter nötiges Reinigungsritual, denn die Pilger stanken entsetzlich, wenn sie ankamen und dieser Gestank hatte seinen Grund. Heute hat auch die kleinste und spartanischste Pilgerherberge eine Waschgelegenheit und zwar für den Körper wie für die Wäsche, wenn es denn nottut. Damals war Waschen verpönt, ein Bad gar galt als Sünde, die der schon sündige Pilger nicht

auch noch auf sich nehmen wollte. Aber was tun die vielen Pilger hier? Sie besuchen die Kathedrale in der den Vernehmen nach jene Gebeine des Apostels Jakobus, des Bruders von Jesus, liegen sollen, die einst in einem Boot hier angetrieben waren – im Nordwesten Spaniens, also am Atlantik um Gibraltar herum sollen sie in nördlicher Richtung getrieben sein.. gut, der Atlantik ist in der Nähe aber ansonsten hat die Geschichte wenig wahren Hintergrund. Eher schon hat jene Geschichte einen, nach der die Gebeine des Jakob von Mönchen aus dem Sinai vor den Mauern hierher in Sicherheit gebracht worden wären – allerdings ein wahrer Hintergrund ist das auch

noch, denn es hat nie ein muslimischer Herrscher das Katharinenkloster auf dem Sinai auch nur bedroht, geschweige angegriffen.

Unabweisbare Wahrheit aber ist, dass sich die Kathedrale auf einem antiken Gräberfeld befindet. Vom ersten bis zum vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung befand sich hier ein ständiges römisches Militärlager, also eine kleinstädtische Siedlung, eine Garnisonsstadt würde man heute sagen. Dann, ab den 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, entstand um das „aufgefundene“ Grab das Dorf und die Stadt Compostela. Wobei man fragen darf, warum es erst einer Lichterscheinung bedurft hat um auf einem Friedhof irgendein Grab zu finden. Wir werden das gleich zu erklären haben, denn die vielen katholischen Pilger die sich fromm oder weniger fromm dem Grabe nähern oder wenigstens so tun, als würden sie in der Kathedrale beten, sie alle erweisen einem Manne die Reverenz, den der Papst selbst heute noch, träte er in Erscheinung, höchst ungnädig behandeln würde – weitaus ungnädiger als Künig und Drewermann, das kann ich garantieren. Das Grab dieses Mannes war dann über die Jahrhunderte der Kirche ein Dorn im Auge bis man auf die Idee kam, es doch besser selbst zu vereinnahmen, statt diese Einkommensquelle andern zu überlassen – und so kam es zu besagten frommen Stiftungslegenden und die sich um die Pilgerstätte entwickelnde Stadt wurde überdies noch Bischofssitz und die Wallfahrt wurde entsprechend aufgewertet – in der Zeit der Reconquista wurde Santiago „Matamoros“ der „Maurentöter“ zum Schlachtruf und zum Schutzheiligen des christlichen Spaniens und der Papst setzte Compostela auf die Liste der zentralen Pilgerstätten, neben Jerusalem und Rom. Hatte nicht schon seit den Anfängen christlicher Parasitismus so funktioniert?

## **Priscillian**



Der Mann, an dessen Grab die Pilger beten, hieß Priscillian und sie pilgerten schon zu diesem Grab, als sich noch kein Priester der Stätte bemächtigt hatte. Aber es waren andere Pilger – nicht fromme Söhne des Papstes, sondern Bekenner einer anderen Lehre, die wiewohl im Dunkel, doch noch immer existierte – der Lehre des wirklichen Jesus, die der des Christentums diametral entgegen steht, so diametral, dass man vom Christentum als von einer weltgeschichtlichen Ideenfälschung sprechen kann, ja sprechen muss. Sie beteten nicht um Erlösung an seinem Grab auch taten sie mit ihrer Wallfahrt keine Buße, sondern sie erwiesen dem Mann Ehre, den sie als einen ihrer geistigen Ahnen anerkannten. Sie pilgerten zu seinem Grab wie heute ein Liebhaber der protestantischen Kirchenmusik zum Grabe Johann Sebastian Bachs pilgern mag – um Blumen dort nieder zu legen oder einen Stein oder um einfach nur dort zu sein, wo er gewandelt ist und die Orgel schlug. Es waren viele Pilger, mehr als der Kirche lieb war, und sie ersann die erwähnten Gegenmaßnahmen, denn ein Verbot der Wallfahrt hätte erst recht schlafende Hunde geweckt.

Aber wer war der Mann, zu dessen Grab sie gingen? Er war ein christlicher Theologe des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Er lebte in einer Zeit, in der die Bewegung noch nicht verboten, aber bereits öffentlich angefeindet war. Von seinen Kollegen unterschieden ihn sein schärferer Verstand und seine über jeden Zweifel erhabene Lebensführung. Große Theologen, wie der nachmals heiliggesprochene Martin von Tours, der erste Heilige, der kein Märtyrer war, dafür aber des Priscillian Zeitgenosse, achteten ihn hoch.

Dieser Priscillian war ein maßgebenden Mann in etwas, das die christlichen Quellen nur umschrieben nennen und mit der sie scheint's nichts Rechtes anzufangen wissen, außer, dass es ihnen suspekt ist. Da waren Konvente, die sich um einen Lehrerscharten, der nicht vom zuständigen Bischof bestallt worden war. Sie hatten strenge Fastenregeln, strengere als die Kirche sie hatte, und sie verwendeten in „unkontrollierten“ Versammlungen „gewisse“ Schriften. Was diese im Einzelnen waren, erfahren wir natürlich nicht, aber es soll um Apostelschriften und um „Offenbarungen“ gegangen sein, die von der Kirche längst verdammt worden waren. Priscillians vorbildliche Vita religiosa wird vom Biographen des Heiligen Martin, Sulpicius Severus, ausdrücklich gerühmt.

Gegen diesen Mann traten, als die Bewegung 380 von einer Synode zwar nicht verboten aber doch reglementiert worden war, zwei Bischöfe an, Idacius und Ithacius, die wie Sulpicius schreibt „unter das schwelende Feuer noch die Fackel legten“. Aber sie konnten ihn weder einschüchtern noch argumentativ überwinden, im Gegenteil, die Kontroverse steigerte seine Popularität und sein Ansehen unter den Theologen und statt dass die Kirche ihn hinaus warf, machte sie ihn zum Bischof, also zum Kollegen unserer beiden Hetzer. Das passte denen nun wieder ganz und gar nicht und sie wandten sich um Hilfe an die „Staatsgewalt“ die in kirchliche Angelegenheiten zwar sonst nicht eingriff, aber eine Funktion als Streitschlichter inne hatte. Priscillian seinerseits wandte sich an zwei kirchliche Autoritäten, den nachmaligen Kirchenvater Ambrosius (der nebenher noch jede Menge von Recht verstand) in Mailand und Damasus in Rom. Allerdings hielten die sein Anliegen für minder bedeutend und strebten überdies danach, sich aus solchen regionalen Streitigkeiten heraus zu halten. Natürlich haben sie entsprechend auch nicht gegen Priscillian gearbeitet.

Der nun hatte argumentativ die allerbesten Karten – dass es dann doch anders kam, lag an einer ganz anderen Geschichte. Ithacius, einer der beiden Hetzer, denn anders kann man sie kaum nennen, hatte die Gelegenheit, sich hinter den neuen Kaiser in der damaligen Reichshauptstadt Trier zu stecken und erreichte, dass ein neuer Gerichtshof gegen Priscillian eröffnet wurde – außerhalb Spaniens, was angesichts von Kläger und Beklagtem ein klarer Rechtsbruch war. Priscillian erkannte denn auch dieses Gericht nicht an, aber die kaiserliche Macht trat für die beiden Hetzer ein und machte ihren Einfluss geltend – Priscillian wurde verurteilt, obwohl namhafte Theologen seine „Rechtgläubigkeit“ bescheinigten, aber – auf die kam es ja auch gar nicht an. Es ging unseren beiden Bischöfen nur darum sich den kompetenteren Rivalen im Amt vom Halse zu schaffen, der ansonsten wahrscheinlich mit ihrem eigenen Lotterleben kurzen Prozess gemacht hätte. Priscillian wurde verurteilt und hingerichtet –

die Strafe für Ketzerei, schon damals der Feuertod, hat er aber vermutlich nicht erlitten.

Das Entsetzen über die Verurteilung und Hinrichtung des Priscillian war allgemein. Ambrosius von Mailand, der damals gerade nach Trier kam, distanzierte sich von den Vertretern der Anklage und ihren Zeugen, Martin von Tours, der bis zuletzt für Priscillian eingetreten war, protestierte beim Kaiser. Der, an den Pranger gestellt, ging in die Vorwärtsverteidigung und beauftragte eine Synode unter dem Ortsbischof Felix mit der Rechtfertigung seines Urteils. Der rechtfertigte anweisungsgemäß und das hatte zur Folge, dass viele Bischöfe, darunter auch Ambrosius und der römische Siricius ihre Opposition zu dieser Entscheidung öffentlich bekundeten, man sprach geradeheraus vom „felicianischen Schisma“. In Spanien verloren die Bischöfe Idacius und Ithacius ihre Ämter. Sulpicius spricht es offen aus, dass insbesondere Ithacius aus reinem Neid gehandelt hat. Auch der nachmalige Kirchenvater Hieronymus nahm für Priscillian Partei. So ging Priscillian in die Schar der Märtyrer der Kirche ein und wurde in Spanien als Heiliger verehrt, seine Leiche nach Spanien überführt und dort ehrenvoll beigesetzt – allerdings nicht in Avila, wo er Bischof gewesen war, sondern an einem andern Ort – eben dem nachmaligen Santiago, wo er zuhause gewesen war.

Aber wie komme ich darauf, diesen sicher bedauerlichen Justizmord der Kirche – übrigens nicht ihr einziger – für die Geschichte der Katharer in Anspruch zu nehmen? Nach dem Tode des Priscillian setzten dessen Anhänger seinen und ihren Weg fort und nun hört man auch Genaueres, da es keinen Bischof mehr zu schützen galt. Und an diesen Lehren gemahnt schon vieles an die Katharer – die Anhänger Priscillians lehnten die Ehe ab, behaupteten die Existenz eines „Bösen Gottes“ welcher der Gott des Alten Testaments sei, sie waren Vegetarier aus Überzeugung und sie verwendeten von der Kirche nicht autorisierte Schriften – alles Momente, die wir in der späteren Lehre der Katharer wieder finden und davor finden wir sie aufgeschrieben in der Auseinandersetzung des Augustinus mit dem „manichäischen“ Bischof Faustus, die bekanntlich für diesen auch tödlich, aber ewig blamabel für Augustinus ausging, der moralisch wie theologisch den Kürzeren zog – so drastisch, dass seine dreiunddreißig Bücher „gegen Faustus“ bis heute nicht aus dem Lateinischen übersetzt wurden. Der Manichäismus aber ist seinerseits zumindest in der Gestalt, die er im römischen Reich annahm, eine geradlinige Fortsetzung jener Strömung, die wir als Gnosis kennen.

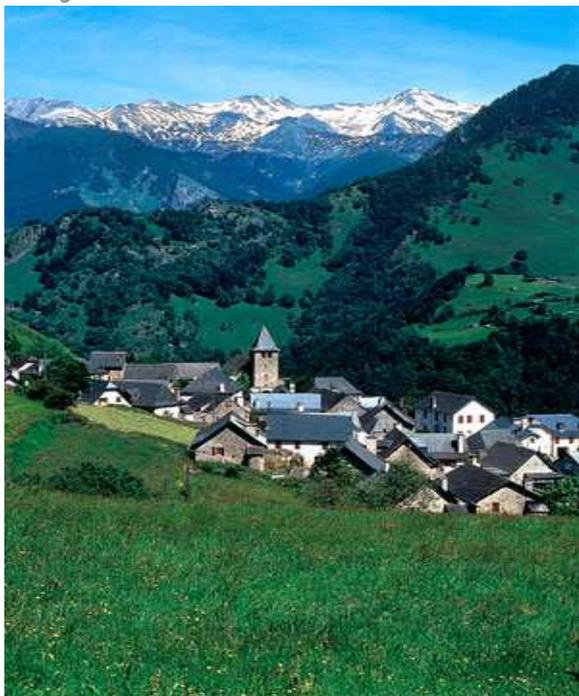
## **Manichäer**

Manichäer sind genuin keine Gnostiker. Sie sind Gläubige einer auf Elementen verschiedener Lehren fußenden neuen Religion. Die Lehre des Mani kam aus Persien und wuchs auf dem Boden des dort heimischen und altverwurzelten Zoroastrismus auf. Der ganze Dualismus der Manichäer, aus dieser alten persischen Religion stammend, ist dem Wesen der Gnosis eigentlich fremd. Aber die Gnosis, einst eine überall beachtete und respektierte Lebenshaltung, die überall im römischen Reich Bekannter hatte, war durch ihren Widerstand gegen die neue Religion der Christen, wie

durch ihr Bestreben sich irgendwie mit dieser zu arrangieren selbst in einen mörderischen Malstrom geraten und hatte je länger je mehr wesentliche Elemente ihrer Existenz aufgegeben. Kosmologische und kosmogonische Spekulationen hatten die einfache Methode der kosmischen Selbsterkenntnis bis zur Unkenntlichkeit überwuchert und der ihr innewohnende Zug zum schrankenlosen Individualismus hatte sie fast atomisiert, als Mani mit seiner Botschaft von den zwei Gewalten und mit seiner fest organisierten Kirche kam. Mit ihrer Hilfe organisierte sich die bereits in unzählige Privatreligionen zerfallene Gnosis neu, ließ alle wilden Spekulationen hinter sich und besann sich auf ihre Ursprünge. Der Manichäismus gab der Gnosis die Chance, der akuten Verchristlichung, in der sie sich befand, zu entrinnen und wieder eigene Positionen zu beziehen. Dabei befriedigte er auch die Bedürfnisse religiöser Menschen, denn er kannte einen Kult, er kannte eine klerikale Hierarchie, und alle Elemente, die für Religionen sonst noch notwendig sein mögen: Mythologie, Erlösungslehre, Dogmatik und so weiter.

Die Befriedigung dieser Bedürfnisse, Mythologie eingeschlossen, war aber, zumindest im Bereich Roms, nicht das vordringliche Element, sondern hier fand unter dem Schild des Manichäismus die alte Gnosis wie gesagt zu ihren eigenen Ursprüngen zurück und während die Masse der Gläubigen die Kirchen besuchten und die Predigten ihrer Priester hörten, scharte sich ein zahlenmäßig geringerer Kreis um die „Bischöfe“ der Manichäer und ging in streng geschlossenen Zirkeln den alten Weg der Selbsterkenntnis. Zu diesem Kreis zu gehören war für einen Gebildeten jener Tage eine Auszeichnung, aber bereits die Tatsache, Hörer der Manichäer zu sein eröffnete gesellschaftliche Perspektiven. Das Christentum rangierte weithin nicht als konkurrierende, sondern als diesem eher parasitäre Institution, deren man sich erwehrte, da man in der Überzeugung lebte, die wahre Lehre des Jesus zu vertreten, von dem die Christen so viel Wesens machten. So auch Priscillian, der sich von seinem Standpunkt her sehr wohl selbst als einen Christen bezeichnen und auch von anderen dafür gehalten werden konnte, denn die Worte Jesu, wie sie das Thomasevangelium überliefert, sind auch die Basis der christlichen Evangelien – freilich nehmen sie dort eine etwas andere Gestalt und Richtung an – und im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erschien es bereits angezeigt, das manichäisch – gnostische Element unter einem christlichen zu verbergen – es ist die Zeit nach Konstantin und kurz vor dem Religionsedikt des Theodosius. Die „Manichäer“ werden noch nicht geradezu verfolgt, aber sie sind bereits Anfeindungen und Verleumdungen ausgesetzt. Priscillian ist einer von ihnen, einer von jenen „Gemeindeleitern“ die wie sein jüngerer Gesinnungsgefährte Faustus dem Augustin, seinerseits den gerade im Aufstieg begriffenen Christen das Leben schwer macht. Der Streit um Priscillian spielt sich übrigens, auch wenn der Mann auf der Südseite der Pyrenäen lebte und wirkte, nördlich derselben ab – also im Gebiet der „Bewegung“ nachmals genannt Katharer.

## Die Pyrenäen



Die Pyrenäen sind nicht nur Wasser- und Klima, sie sind auch immer wieder eine Völker- und Kulturscheide gewesen. Aber ebenso haben sie auch Völker und Kulturen miteinander verbunden. Nördlich der Pyrenäen lebten keltische Völkerschaften, südlich derselben bis zum Eindringen der Goten, autochthone Iberer und zuletzt in beiden Regionen lateinische Römer – im Unterschied zur weitgehend gräzisierten Bevölkerung des römischen Ostens. Natürlich wurde Griechisch auch im Westen des Reiches verstanden – was für die Zukunft der Katharer wichtig werden sollte – aber die Verkehrssprache und die Kultur waren

doch nicht griechisch, sondern lateinisch oder eben autochthon geprägt.



Zugleich aber waren die Pyrenäen selbst eigenständiges Kulturgebiet. Sie waren Rückzugsraum für Reste uralter Völker, die weder mit den einen noch mit den anderen oder den dritten viel zu tun hatten. Um irgendeine Relevanz zu haben, waren sie

zahlenmäßig zu schwach, aber ihre schiere Existenz war Grund genug, um zum Beispiel mitten im römischen Imperium eine Garnison wie das nachmalige Compostela

zu unterhalten. Man konnte nie wissen, wann und ob sie sich eventuell zu Wort melden würden – in der Vergangenheit hatten sie römischen Provinzverwaltern das Leben schon hier und da schwer gemacht. Die ETA wurde, wie man sehen kann, nicht erst in unseren Tagen erfunden. Allerdings interessiert man sich erst in unseren Tagen, in denen Europa seine Geschichte noch einmal sammelt, für diese Völker und ihr Anteil am Erbe der Menschheit.

Warum ich das erzähle, während es doch mit den Katharern direkt gar nichts zu tun hat? Weil in einer solchen Atmosphäre des Hin und Her, des Sichverbergens und der Solidarität der Verborgenen es nicht besonders schwer ist, auch eine ganze Subkultur zu verbergen. Im Falle des Priscillian tritt sie einmal in Erscheinung – aber der Fall Priscillian selbst kann nur entstehen, weil diese Subkultur bereits existiert. Aber weil der Fall entsteht, erfahren wir auch etwas darüber, was sonst verborgen geblieben wäre – dass nämlich ein Ding, das man „Bewegung“ nannte, existierte, wie es ungefähr beschaffen war und wie wir es, die wir die weitere Entwicklung kennen, einordnen können. Wir können uns vorstellen, wie die Boten hin und wider über die Berge gingen, wie Lehre und Forschung hin und her fluteten und sich in beiden Richtungen mit den jeweils herrschenden Vorstellungen zu einem Neuen verbanden: einer Kultur, der man viel später den Namen Katharismus gab, die sich selbst aber nie so genannt hat. Wir können uns vorstellen, wie dieses Ding namens „Bewegung“ südlich und nördlich der Berge wächst und gedeiht, während überall sonst im Reich die christliche Orthodoxie ihre mehr als zweifelhaften Siege über die „Gnosis“ feiert, Häuser, Bücher und Menschen brennen und was übrig bleibt im Untergrund verwildert. Wir können uns vorstellen, wie in den lombardischen Städten, die einst durch ihre relative Nähe zur römischen Hochschule der Erkenntnis geradezu privilegiert waren, ein hilfloses Beharren auf dem Notwendigsten einsetzt, das uns in den vielen getarnten Darstellungen in Kirchen entgegen tritt, dieses ohnmächtige Bekenntnis: wenn man uns auch nicht sieht, wenn wir auch nicht mehr sprechen können, wir sind zumindest noch da. Wir können uns vorstellen, wie sie langsam ins Proletariat abgleiten, weil man „Ketzer“ zu öffentlichen Ämtern nicht mehr zulässt und der Verdacht schon ausreicht, jemandem diese Laufbahn zu verderben. Wir können uns vorstellen, wie sie in den Karstgebirgen des westlichen Balkans auch geistig „verbauern“, weil sie darauf angewiesen sind, sich in der Abgeschlossenheit karger Täler selbst mit allem Lebensnotwendigen zu versorgen.

Hier aber – geschieht nichts dergleichen, weil sich um die Pyrenäen kein Mensch mehr kümmert, weil hier alles weiter seinen Gang geht, gedeckt und gedeckelt von einer Unzahl von Sympathisanten keltischer, iberischer aber auch lateinischer und – aus reiner Solidarität – auch baskischer Provenienz, denn das, was später Basken sein werden ist gleich zu setzen mit jenem uralten Volk, das vor allen anderen da war. Hier und da beschwert sich mal ein Kleriker – aber Aktionen, die denen im Reich vergleichbar wären, bleiben aus. Und dann.. geht das Römische Reich unter und von den Geschehnissen hier hat nun erst recht niemand mehr eine Ahnung und die Kirche Roms, die im westlichen Reichsgebiet die einzige intakte kommunale Instanz ist, und daher einen natürlichen Führungsanspruch hat, muss hier in den Pyrenäen selbst um ihr Überleben ringen. Denn die Goten, die da kommen, sind, wenn nicht „Heiden“ so doch höchst abtrünnige Christen, die man heute Arianer nennt

und denen alles was nicht „katholisch“ ist erst mal annehmbar erscheint. Will sagen, dass die „Bewegung“ sogar relativ offen agieren kann und sich entsprechend festigen. Die großen Städte Galliens und Spaniens bleiben unzerstört, zwar sind auch hier die Heiligtümer in den Kirchen aufgegangen, aber diese Kirchen haben selbst ein ungewisses Schicksal und die Christen, die darin beten und Messe halten, tun dies mit sehr verschiedenem Hintergrund. Natürlich gibt es die reinen Christen, die fest an die Kreuzigung und an die Sakramente glauben, jede Woche zur Beichte gehen, die Muttergottes und den Herrn Jesus inbrünstig verehren, ihren Familienheiligen desgleichen und pünktlich ihren Kirchenzehnten entrichten. Es sind die Heiden, die Nachkommen lateinischer Legionäre, die in der christlichen Religion alles wieder finden was ihnen durch die Abschaffung der heidnischen Bräuche anscheinend abhanden kam. Nichts hat sich verändert – außer dass ihnen als Christen nun das Betreten der Tempel erlaubt ist, was vordem nur den Priestern gestattet war. Zwar dürfen sie auch jetzt zumeist nur die Seitengänge benutzen und das Vorschiff, der Mittelraum ist den Honoratioren vorbehalten, aber es ist doch ein gewaltiger Fortschritt gegenüber einer Zeit, in der nur ein scheuer Blick durch die geöffnete Türe erlaubt war. Dann gibt es noch die Nachfahren keltischer Geschlechter, die längst ihren Frieden mit den Römern gemacht haben. Sie sind auch Christen geworden, aber einer oder zwei aus ihrer Familie sind auch Anhänger der Bewegung, in der seit den Tagen der Miriam so viel keltisches Erbe aufgehoben ist. Zwar gibt es offiziell längst keine Druiden mehr, aber viele Familien bewahren noch altes Wissen – nicht mehr kohärent, aber noch in großen Teilen. Als die fremden Völker dann andrängen besinnen sich diese Kreise wieder auf diese Elemente, die sie mit den anscheinend Fremden ja verbinden und lösen sich entsprechend immer mehr aus dem römischen Verbund – Rom, immer enger auf das eigentliche Italien beschränkt, muss es dulden und das ferne Byzanz interessiert sich nicht dafür. Synagrius, der dann den Kampf gegen Chlodwig verliert, ist einer von diesen scheinbar assimilierten Kelten.

Aber da sind wir noch lange nicht in diesen Tagen, in denen es erst einmal nur darum geht „Inventur“ zu machen und zu zeigen, wie sich nördlich und südlich der Pyrenäen eine in großen Zügen identische Kultur aufbaut und wie diese dennoch sehr unterschiedliche Wurzeln hat. Die verwaltungstechnische Klammer, die beide Provinzen zusammen hält ist Rom – die geistigen Klammern sind einmal die Bewegung zum andern aber der von Rom ausgehende Kultus, seine Philosophien, seine Literaturen, seine Alltagskultur, die das Bild der Städte nördlich wie südlich der Berge prägt: das Castrum aus dem dann Compostela wird ist im Grunde ebenso angelegt wie das, aus dem sich Lyon entwickelt: einige wenige feste Gebäude, auch sie aus Holz, ein Kreuz von zwei Hauptstraßen, die am Kreuzungspunkt eine Art Zentralplatz bilden und eine Umfriedung aus Erdwällen mit Palisaden. Zwischen Zentralplatz und Umfriedung dehnt das eigentliche Lager sich aus, mit Mannschaftunterkünften und Magazinen, Ställen und Backöfen, auch Bäder sind manchmal nicht vergessen, denn Reinlichkeit ist dem Römer von Kindesbeinen anerzogen. Überall spricht man wenigstens eine gemeinsame Sprache: Latein, aber auch regionale Sprachen sind zu hören, denn die Legionen rekrutieren gern Hilfstruppen aus der umliegenden Bevölkerung – wohl gemerkt, es handelt sich hier um ein Lager in Friedenszeiten. Da der Militärdienst bei den Legionen sehr lang ist, versorgen die Männer sich auch mit Frauen aus der Umgebung und der natürliche Lauf der Dinge ist, dass

Kinder kommen, die im Lager aufwachsen.. aber da geht es schon nicht mehr nur militärisch zu, die Legionäre mit Familie leben nicht mehr in den Mannschaftszelten, sondern haben sich Blockhütten gebaut und bebauen einen Acker vor der Stadt, auch einen Weinberg und einen Schweinestall nennen sie ihr eigen. Eine Schule wird nötig, eine Zivilverwaltung, Wasserleitungen... unaufhaltsam wird das Militärlager zum zivilen Dorf und die Legionäre motten ihre Uniformen ein und kleiden sich nach Art der übrigen Bevölkerung. Aber sie sind noch Legionäre und wenn der Kaiser befiehlt,, müssen sie ihre Uniformen wieder anziehen (die Römer haben welche!) und in einem anderen Teil des Reiches Dienst tun. Dann bleiben die Frauen und die Kinder allein zurück und so die Götter wollen, kehrt auch der Vater eines Tages heim, so sie nicht wollen, beginnt für ihn das Spiel an jenem andern Ort von neuem. Alles in allem ist dies Leben also sehr unsicher – bis eines Tages ein Kaiser sich der Lage erbarmt und dem Castrum eine Art Stadtrecht offiziell verleiht, man nennt das Munizipalrecht und es gilt für alle kleineren und größeren Ortschaften im Reich. Ein noch barmherzigerer Kaiser legalisiert vielleicht die zurückgelassenen Kinder der Legionäre als ehelich und gibt ihnen das Land, das sie bebauen, und ihr Haus zu eigen. Kehrt der Vater heim, legalisiert vielleicht noch ein barmherziger Kaiser die Verbindung mit der Mutter als Ehe und so ist der Grundstein zu einem bescheidenen Wohlstand gelegt, der in Italien niemals hätte errungen werden können. Man hat Haus und Acker, lebt in einem geregelten Gemeinwesen und sieht das Vermögen und die Kinder wachsen.

Andere Castra aber entstehen nicht so auf freiem Feld – sie entstehen auf dem Grund alter Siedlungen, die in den Gallierkriegen vielleicht zerstört wurden, aber der Boden auf dem sie stehen ist den Kelten vielleicht heilig. Andere Castra sind auch einfach nur umfunktionierte Siedlungen, die nun in römischem Gewand weiter bestehen. Was für unser Thema dabei wichtig ist, ist dies: wo alte keltische Traditionen herrschen, in den alten Siedlungen, da breitet sich die Bewegung schnell aus, da findet sie zunächst bereiten Boden. Wo Castra im freien Feld entstehen kann man mit aller Vorsicht sagen, da gehört die Bevölkerung, aus Soldaten hervorstammend, mehr zur „heidnischen“ Klientel und wird dann später auch stärker zur christlichen tendieren. Nördlich der Pyrenäen ist die Lage die, dass beinahe alle römischen Feldlager und Garnisonen auf dem Boden von keltischen Siedlungen entstehen – während südlich der Berge die Anzahl der „aus dem Boden gestampften“ Orte größer ist. Die Iberer hatten keine der keltischen vergleichbare dichte Siedlungsstruktur. Wo allerdings solche vorhanden sind, da verfährt man wie in Gallien – so auch in Avila, wo Priscillian zuhause ist. Welche Rolle spielt aber dann das Castrum im Nordwesten für ihn? Nun, Priscillian ist offiziell ein Kirchenmann. Solche werden von einem Ort zum andern geschickt, wir werden es bei Irenäus, zwei Jahrhunderte vor ihm bereits sehen. Er wurde, wäre dann zu folgern, nicht als Ketzer von Ketzern, sondern inmitten seiner christlichen Gemeinde bestattet, was ja auch ganz normal wäre, denn es gab wohl niemanden, der ihn wirklich für schuldig hielt und wenn, dann sah er wenigstens das Todesurteil als ungerechtfertigt an. Kehren wir aber über die Berge zurück, denn dort und nicht südlich derselben wird das entstehen, was ein Jahrtausend später als katharische Kirche in den Fokus der westeuropäischen Christenheit tritt.

## Kelten und Römer



Die Römer haben seit den Tagen der Republik immer wieder mit den Kelten zu tun gehabt. Sie war die konkurrierende Kultur im gesamten europäischen Raum, die außer den südlichen Küstenregionen mehr oder weniger das gesamte kontinentale Gebiet maßgeblich beherrschte – nur dass sie, wie vielfach festgestellt, keine einheitliche Reichsbildung zustande brachte. Damit ist der grundlegende Unterschied zwischen römischer und keltischer Kultur aber bereits benannt.

Für den Römer war Kultur nämlich das, was sie auch für uns noch ist: Leben in geordneten Verhältnissen, mit verlässlichen Größenordnungen, einem berechenbaren Gemeinwesen und garantierten Rechten. Die keltischen Siedler hingegen regelten dergleichen irgendwie nebenher. Ihr Hauptaugenmerk lag auf der ganz individuellen Lebensgestaltung bei der allgemeine Regeln auch stören konnten. Während das Vorbild des Römers der Konsul war, der die Geschicke der Republik mit den Senatoren gemeinsam meisterte, war das der Kelten der Krieger auf der einen, der sein Recht in die eigenen Hände nimmt und verantwortet, und der Druide auf der anderen, der sozusagen die höhere Frequenz dieses Lebens repräsentiert. Dieser höheren Frequenz musste sich der Krieger unterwerfen, wurde aber andererseits von ihr auch respektiert.

Als die Kelten von den Römern unterworfen worden waren, kam ein Verschmelzungsprozess in Gang, der in Gallien zumindest eine so originäre Situation schuf, dass dieselbe den Zusammenbruch des weströmischen Reiches überdauern konnte. Der keltische Krieger nämlich stellte fest, dass er mit römischem Geist durchaus doch mehr anfangen konnte, als er zunächst dachte – dass das Lebensmotto Roms eigentlich hieß: leben und leben lassen. Das aber ließ er sich dann gesagt sein und im Umsehen wurden aus den kalkbeschmierten Kriegsleuten smarte Auxiliaroffiziere, aus den orgiastischen Gelagen Gastmähler mit Tanz und Gesang und aus den Menschenopfer Ritualen wurden kultische Veranstaltungen mit Anrufungen, Chören und vielleicht auch einem Ziegen- oder Stieropfer, an dem sich danach die ganze Kultgemeinde gütlich tat. Aber das Keltische war nicht vergessen – es nahm lediglich ein römisches Gesicht an, und tat sich in römischer Sitte kund. Sogar Menschenopfer waren nicht vergessen, nur fanden sie nicht mehr im heiligen Hain, sondern in der Arena statt. Die Gallier hatten schnell bemerkt, dass die Römer unter der Hand sogar dieses kostbarste aller Opfer zu schätzen wussten, dass sie immer einen Vorrat an solchen hielten, nämlich die Gladiatoren, und das die Spiele in der Arena nicht Amusement waren, sondern eigentlich Gottesdienst. Dergleichen nun war ihnen aus ihrer eigenen Tradition wieder bestens vertraut, denn auch sie kannten als Scheinkämpfe gestaltete Opferhandlungen, hielten sie sogar für wert- und sinnvoller als das bloße Abschlachten eines Willigen – denn Freiwilligkeit war und ist überall konstitutiver Bestandteil eines von den Göttern annehmbaren Menschenopfers, wohingegen gewaltsam herbei gezernte Kriegsgefangene und dergleichen wie man sie gern in Hollywoodfilmen zeigt, wohl im Erfolg recht bezweifelbare Opferhandlungen gewesen sein dürften.

Übrigens: das massenhafte Abschlachten von Kriegsgefangenen zu Ehren und zur Speisung der Götter war entgegen mancher Behauptung bei den Galliern nicht üblich. Speise der Götter waren, wie der Menschen, Fleisch, Fisch, Getreide und die Früchte des Feldes und der Gärten, ihr Getränk war nicht etwa Blut, sondern wie dasjenige der Menschen Wein, Bier Säfte, Milch und Wasser. Die Menschen, die den Göttern geopfert wurden, dienten ihnen nicht als Nahrung, sondern übermittelten Botschaften, dringliche, aber auch freudige. Daher wurden sie sorgfältig ausgewählt und ausgebildet und diese Ausbildung und Auswahl übernahmen die Druiden.

Es gibt wohl kaum um eine Gesellschaftsklasse soviel Rätselraten wie um die Druiden. Caesar rechnet sie zum Adel – das waren sie auch in gewisser Weise, ein Adel des Geistes nämlich neben dem Geburtsadel des Schwertes. Aber ein Geburtsadel waren sie eben gerade nicht. Jeder Kelte, Mann oder Frau, konnte Druide werden, was ja nichts weiter bedeutet als „der (oder die) der besonders weit zu schauen vermag“. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ägyptischen Titel des „Größten der Schauenden“ wird nicht ganz zufällig gewesen sein, auch wenn die beiden Kulturen sich entgegen mancher Spekulation, niemals real berührt haben. Indessen bestand natürlich eine Berührung dergestalt, dass beide die Wegen des Geistes zu nutzen wussten und auf dieser Ebene wie andere geistige Kulturen auch in Kontakt miteinander standen. Es ist absolut möglich ja sogar aufgrund der beiderseitigen Sachlage eigentlich sogar zwingend, dass Druiden und ägyptische Priester auf einer gemeinsamen Ebene miteinander in fortwährendem Kontakt gestanden haben. Beide kannten sich aus in der Realität und das nicht nur aufgrund kluger Überlegungen, sondern durch eigene Erfahrung. Dennoch waren die Druiden keine „Parallelausgabe“ der ägyptischen Priester, sondern sie beherrschten ein durchaus eigenes „Universum“ in dem nur eben einige grundlegende Dinge deshalb parallel liefen, weil sie tatsächlich parallel laufen. Wo immer Menschen sich mit der „Anderswelt“ befassen, werden sie miteinander vergleichbare Erfahrungen machen – und beide, die ägyptischen Priester und die Druiden befassten sich bereits seit Jahrtausenden mit eben dieser Anderswelt.

Dieser Beschäftigung brachten die Römer reges Interesse entgegen – es war so rege, dass Octavius den Übertritt römischer Bürger zur keltischen Religion verbieten musste. Schon Poseidonios, hatte eine Generation vor Julius Caesar auf die philosophische Relevanz der keltischen Religion hingewiesen und es mag durchaus sein, dass Druiden zu dieser Zeit in Italien gewesen sind, denn ihre Aufgabe war nicht nur geistlich, sie war auch durchaus weltlich definiert, die Druiden waren die Diplomaten der keltischen Häuptlinge, indes; Häuptlinge waren und wurden sie nie. Aber es ist interessant: ebenso wie die Druiden waren auch die Angehörigen der Bewegung und späterhin der katharischen Kirche Ärzte, Lehrer, Diplomaten, auch astrologische und „mantische“ was immer darunter zu verstehen ist, Fähigkeiten wurden ihnen nachgesagt. Das Interesse war also beiderseitig – die Kelten interessierten sich für die Kultur der Römer und die Römer sich für besonders die geistige der Kelten – was kann einem Landstrich, der gewaltsam annektiert wurde, Besseres widerfahren? Binnen kurzem also sah es zumindest im südlichen Gallien ähnlich aus wie

in Italien, die gleichen Olivenhaine, die gleichen Weinhänge, die gleichen Kornfelder, und hinzu kamen ausgedehnte Weidewirtschaften und Fischzuchten. Binnen kurzem siedelten sich lateinische Werkstätten in Gallien an und exportierten Handwerkserzeugnisse nach Italien und quer durch das ganze Reich – einige der Werkstätten waren bereits mit dem Legionen Caesars gekommen und viele der neuen Gutsbesitzer waren ehemalige Legionäre.

Im nördlichen Gallien hingegen war die Ähnlichkeit mit den transalpinen Provinzen Germanien, Pannonien und Helvetien signifikanter: Wälder dominierten die Landschaft, durch die sich Straßen zogen, die oft Hohlwegen glichen so dicht standen die Kronen riesiger Bäume über ihnen, und die dann als Roms tätiger Einfluss nachließ, auch bald zugewachsen waren. Nur noch moosige flache Steine erinnerten daran, dass hier Menschen am Werk gewesen waren. In diesen Wäldern verloren sich menschliche Siedlungen – nur entlang der größeren Flüsse traten sie markanter hervor. Lutetia Parisorum, nachmals als Paris bekannt, unterschied sich merklich von Städten wie Arelatum (Arles), Narbo (Narbonne), Lugdunum (Lyon) oder Arausium (Orange), Burdigala (Bordeaux) und Nemausus (Nimes). Die natürliche Grenze zwischen den Regionen des Nordens und des Südens bildete der Liger (Loire). Wohlgemerkt: diesseits wie jenseits des Liger erstreckte sich römisches Gebiet, gab es die gleichen Verwaltungsstrukturen – und doch unterschied sich die Kultur erheblich, während in den südlicheren Regionen die Städte kulturell auf die dörflichen Ansiedlungen abfärbten, waren es im Norden die Dörfer und alten Keltstädte, die den neuen römischen Siedlungen das Gepräge gaben. Griechisch wurde hier selbst in den Städten seltener gesprochen, selbst Latein blieb den städtischen Eliten vorbehalten – das Land dachte weiterhin in den ererbten keltischen Dialekten. Natürlich gab es auch hier Romanisierungstendenzen – aber sie waren insgesamt nicht so nachhaltig, wie südlich der Loire. Diese Landschaft aber im Süden des Flusses ist das eigentliche Gebiet, in dem die Bewegung sich ausbreitete und in dem sie zu einem wichtigen Kulturträger wurde, da sie Keltisches und Römisch - Hellenistisches zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden imstande war. Über die Jahrhunderte grub sich ihr Ideegut immer tiefer in die Mentalität der Menschen ein, ohne dass sie selbst als besondere Ideologie in Erscheinung getreten wäre. Erst als das Christentum mit seinen Fälschungen und seinen Talmilösungen auftrat, begann die Bewegung sich als solche ein eigenes Profil zu geben. Das geschah indes lange bevor ein Priscillian in den Focus der frühen Kirchengeschichte geriet, nämlich, wir werden davon hören, bereits im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

## **Gallia togata**

So nannte man das südliche Gallien zwischen Loire und Pyrenäen, in dem das Katharertum heran wachsen sollte. Man nannte es Gallia togata, also das Toga tragende Gallien im Gegensatz zur nördlich der Loire sich ausbreitenden Gallia Comata, dem mehr keltisch orientierten „langhaarigen Gallien“. Es umfasste die Provinzen Gallia Narbonensis, Aquitania (das spätere Aquitanien) und Gallia Lugdunensis. Früher hatten dieselben Begriffe die norditalienische Provinz Cisalpina im Unterschied zur Provinz Transalpina (heute Gebiete Österreichs respektive der Schweiz) gekennzeichnet, Ein Ausdruck für die Provence im engeren Sinn ist dann Gallia graecia, das

griechische Gallien, denn eine breite Schicht der südlichen Kelten war nicht nur romanisiert sondern auch griechischer Bildung aufgeschlossen. In den Städten der Gallia graecia gab es nicht nur Foren und Tempel, nicht nur Amphitheater für die Gladiatorenspiele und Revuen, sondern auch Theater für griechische Dramen verschiedenster Genres, und Odeion genannte Vortragssäle für etwas, das wir heute Kammermusik nennen würden oder musikalische Rezitation. Griechische und römische Tracht hatte die keltische sehr schnell abgelöst und ein teilweise klassischeres Latein als es in Italien gesprochen wurde, war auf den Märkten des Südens zu hören. Gallia togata, insbesondere dessen Süden, waren durch und durch „romanisiert“ worden und das im ganzen Umfang dieses Anspruches.

Dennoch war das Keltische nicht aus dem Blick der Gallier verschwunden – es hatte, wie schon bemerkt, nur mit römischen und sogar griechischen Formen sich amalgamiert. Keltische Götter lebten in den griechischen und römischen fort und die Weisheit der Druiden beschäftigte auch die griechisch geschulten Philosophen vor Ort und umgekehrt interessierten sich Kelten aus Druidengeschlecht für die Ideen der Griechen. Zu diesen Ideen gehörte – wenigstens bis zum „Sieg“ des Christentums – auch eine alexandrinische Lehre, die man nach ihrem Schlagwort „Erkenntnis“ Gnosis nannte. Die „Gnostiker“, deren es in der Gallia togata eine ganze Menge gab, interessierten sich ihrerseits brennend vor allem für die „schamanischen“ Kenntnisse und Erfahrungen der Druiden, soviel davon noch in deren Geschlechtern lebendig sein mochte und verglichen sie mit den eigenen Forschungsergebnissen. Als die Anhänger Priscillians von den Pyrenäen herab kamen, da gerieten sie geistig keineswegs in unwegsames Gelände, sondern trafen sich mit einer Verwandtschaft, von der sie längst hätten wissen können. Wussten sie von ihr oder nicht, das ist die Frage.

Ich denke, dass sie von ihr gewusst haben. Denn die Bewegung, wiewohl sie in den Provinzen des Reiches ein durchaus eigenständiges Gesicht annehmen konnte, war doch allüberall durch bestimmte Grundannahmen zu erkennen: zum einen war da das unbedingte Bekenntnis zur Eingottreligion, das aber die herrschende Staatsideologie keineswegs konterkarierte oder gar gegen dieselbe opponierte, sondern sie als Ausdruck der römischen Staatswohlfaht akzeptierte. Zum andern war da die Lehre von der Selbsterkenntnis als unbedingt grundlegender Voraussetzung jedweder Welterkenntnis. Andere philosophische Modelle wurden zwar überall toleriert, aber nirgendwo als mögliche eigenen Lebensleitlinien ernst genommen. Zum dritten aber war da die Öffnung des Weltbildes ins Unendliche hinein, die Ausweitung des Wirklichkeitsbegriffes auf alles Vorstellbare und nicht Vorstellbare. Und zum Vierten, last but not least, ist da die geübte Praxis der „Unterweltsfahrt“, will sagen, die eigentliche und indelebile Ordination, die mehr ist und mehr bedeutet als jede irgendwie sakramentale Weihe oder Initiation. Priscillian wusste sich mit ihr im gesamten Reichsgebiet immer unter Gleichgesinnten heimisch, und es steht zu vermuten, dass auch Martin von Tours mehr als nur mit dieser sympathisiert hat, sie vielleicht selbst besaß. Das nun wieder wäre ein Indiz dafür, wie wir dann auch bei Irenäus sehen werden, dass die „Fronten“ zwischen dem Christentum und der Bewegung über Jahrhunderte hinweg keineswegs schroff waren und keineswegs geschlossen. Erst als im zehnten Jahrhundert die Bogomilen von Byzanz her über die Bewegung herfallen, kommt es zu der bekannten und aktenkundigen erbitterten Konfrontation, so meine

These. Vordem haben sich die Strömungen – auch nach der Konstantinischen Wende und nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches – zumindest im Westen, also in Gallien und Spanien, gegenseitig weitgehend toleriert und so haben sie eine eigene Politik in einer Sphäre eigenständiger Kultur geschaffen. Diese Kultur nenne wir heute provençalisch. Dabei ist dieser Begriff nicht nur an die heutige Landschaft der Provence gebunden, sondern umfasst in einem weitaus größeren Rahmen alles, was zu einer bestimmten Zeit südlich der Loire und nördlich der Pyrenäen sich eignete.

## **Merowinger Karolinger, und die Entstehung der Provence**



Also – ob dieses Kapitel hierher gehört, weiß ich eigentlich nicht so genau. Denn die Geschichte wie die Karolinger den Merowingern erst die Macht und dann den Thron nahmen, ist sattsam bekannt. Ob die Merowinger selbiges wirklich nicht verdient haben, wissen wir nicht, denn wir kennen nur karolingische Quellen und wie es um die Unparteilichkeit mittelalterlicher Chroniken bestellt ist, ist ebenfalls genugsam bekannt.

Der letzte römische Statthalter in Gallien hieß Synagrius. Dieser Synagrius erkannte den Usurpator Roms Odoaker nicht an und bat den byzantinischen Kaiser Zenon um Hilfe gegen die andrängenden Franken. Zenon reagierte nicht und Synagrius floh nach Spanien, wurde 476 von den dort herrschenden Westgoten ausgeliefert und vom ersten Merowingerkönig Galliens, Chlodwig getötet. Mit den Karolingern und den ihnen vorangehenden Merowingern betreten wir – wie auch immer – wieder historisch einigermaßen gesichertes Gelände – dies nach Jahrhunderten in denen wir so gut wie nichts über die Geschehnisse im Gebiet zwischen Pyrenäen und Loire erfahren. Unsere Frage muss daher sein: was geschah oder wenigstens wie lebte es sich in dieser Zeit in dieser Gegend? Träumte alles vor sich hin oder war die Gegend etwa gar menschenleer?

Mit Sicherheit ist das nicht der Fall gewesen. Sondern im Norden wie im Süden der ehemaligen Provinz Gallien wird das Leben unspektakulär weiter gegangen sein. Da die großen Handelswege nach Italien und zum Mittelmeer durch Kriegszüge versperrt waren, wird man sich mit einer Intensivierung der regionalen Möglichkeiten beholfen haben, die ihrerseits geholfen hat, den Wohlstand der wirtschaftlich durchorganisierten Gegenden zu erhalten. Binnenwirtschaften traten an die Stelle der Exporte, was den unmittelbaren Einwohnern wie gesagt nicht schlecht bekam. Arretinisches Geschirr, früher in Rom heiß begehrt, stand nun in Arles auf den Tischen. Gallischer Wein und gallisches Öl, früher im Reich gern angenommen, wurden nun dort verbraucht wo sie gekeltert respektive gepresst worden waren. Kurzzeitig wurde der Norden Galliens so bedeutend, dass Lutetia Parisiorum zur Kaiserstadt avancierte. Eine eigene Münzprägung ersetzte den fehlenden römischen Geldverkehr. Im Norden wurden Wälder gerodet und im Süden die alten Plantagen in Ordnung gehalten ebenso die alten Städte und die alten Straßen. Dabei kam im Süden zupasse,

dass man keine Rohstoffe importieren musste – aber im Norden fehlten just diese für eine differenziertere Wirtschaft. Der Norden war in viel höherem Maße vom Import aus dem Süden abhängig gewesen und das rächte sich nun. Nördlich und südlich der Loire, der Klimascheide, entwickelten die beiden Gallien sich gemach wieder auseinander. Während der Süden seine römischen Errungenschaften festhielt und gegen alle Überfremdungsversuche verteidigte – an solchen fehlte es keineswegs, lag die Landschaft doch stets im Fokus durchziehender Völkerschaften – öffnete sich der Norden wieder seinen Verbindungen mit den weiter nördlich lebenden Völkern und ging den Weg zu keltischen Verhältnissen zurück. Die Römerstädte nördlich der Loire teilten nach dem Fall Westroms das Schicksal der in Germanien begründeten und sanken zu teilweise bewohnten Ruinenstätten herab, die Straßen verkamen, weil sich niemand mehr für ihre Instandhaltung verantwortlich fühlte, das einst hoch entwickelte Handwerk retardierte zur gelegentlich notwendigen Selbstversorgung und die auch hier weitgehend spezialisierte und diversifizierte Landwirtschaft kehrte zur Wirtschaft auf kleinen Einzelgehöften zurück. Politisch nahm man dieselben Strukturen an, die auch in Germanien bestimmend wurden – ein lockerer Verband von Clans wählte aus seinen Häuptlingen einen der in Kriegszeiten die Führung übernahm und einen, der in Rechtssachen schlichtete – nach Gewohnheitsrecht, nicht etwa nach dem bald vergessenen römischen Zivil- und Strafrecht. Stammes- und Clanfeuden waren an der Tagesordnung und das Recht des Stärkeren bestimmte mehr und mehr die politische Realität. Der Stärkste endlich unterwarf sich die gesamte Szene, wir erkennen ihn im damals heidnischen Volk der Franken, und begründete ein Reich, das sich nominell auf ganz Gallien erstreckte, praktisch aber nur den Norden wirklich beanspruchen konnte: das Reich der Merowinger, das sichtlich nicht auf römischer Tradition, sondern auf keltisch – germanischen Wurzeln aufbaute – sein endliches Schicksal ist bekannt.

Geistig beeinflusst wurde der Norden nunmehr wieder von der keltischen Mentalität durchmischt mit germanischem Gedankengut, wie es von den Niederlanden her und vom Rhein in die nordgallischen Gebiete einsickerte. Das Erbe, das Jehoschua bei den Kelten hinterlassen hatte, spielte in diesem Pool sicher auch eine, aber es spielte mit ebenso großer Sicherheit keine dominierende Rolle. Die Franken waren in ihrer Geistigkeit zunächst rein germanisch bestimmt. Dieser germanische Zweig erhielt, so skurril das klingen mag – gerade durch die Bekehrung des Chlodwig zum römischen Christentum wieder eine gewisse Bedeutung und zwar in bewusster Opposition zum römischen Christentum, dem sich die Merowinger nun angeschlossen hatten. Denn die bekehrten Germanen waren Arianer. Darin, dass sie das arianische Bekenntnis annahmen, wirkten natürlich die „heidnischen“ Parameter weiter. Sie kommen in gelegentlichen Bewegungen ans Licht, die aber erst spät solchen Umfang annehmen, dass sie von der christlichen Geschichtsschreibung erfasst werden müssen, so die Bewegung des „Eon von Stella“ im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die eine naive Verbindung von Christentum und Wotanskult darstellte. Solch Verbindungen gab es auch zwischen der keltischen Mythologie und der Lehre Jehoshuas sicher zuhauf. Unter der Herrschaft der Merowinger konnte sich die Bewegung also unbeachtet weiter entfalten, da die Herrschaften ganz andere Sorgen hatten, und auch die Karolinger hatten mehr mit der Konsolidierung ihrer Macht zu tun als mit „Ketzerbekämpfung“. Jedenfalls ist aus diesen Tagen kein einziger Fall bekannt, in

denen sich weltliche oder geistliche Gerichte mit Fällen von „Häresie“ zu befassen gehabt hätten, obwohl wir keinerlei Belege dafür haben, dass dieselbe in den Jahrhunderten nach Irenäus' Auftreten etwa bekämpft und ausgerottet worden wäre. Die ersten Belege für Auseinandersetzungen erreichen uns erst aus dem neunten respektive dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung oder sind gar noch späteren Datums. Sie fallen zeitlich zusammen mit der Katastrophe des – bogomilischen – Bulgarenreiches im Osten und der daraufhin einsetzenden Fluchtbewegung, die einzelne Individuen und Gruppen bis ins westliche Europa gespült haben mag, wo sie der „Bewegung“ dann begegneten oder doch in einer dieser ähnlichen, nur viel aggressiveren und provokativeren Art und Weise aufgetreten sind. Vor diesem Hintergrund sind Gestalten wie Tanchelm, Peter von Bruis oder der Prediger Heinrich und auch die Ketzler von Arras zu sehen, die allesamt um diese Zeit aktenkundig werden.



Da das merowingische wie auch das karolingische Frankenreich die Kulturen des Südens nicht wirklich erreichte, entwickelten diese sich auf eigenen Wegen weiter. Die Magistrate der alten römischen Städte wurden zum Adel einer neuen Zeit, dessen geistiges Zentrum naturgegeben nicht das flächenhafte Reich, sondern das funktionierende Gemeinwesen war. Die Städte und das sie unmittelbar umgebende Land wurden zu den neuen Fixpunkten einer Gesellschaft, in der nicht wie bei den Germanen „der erwählte König“ die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide darstellte, sondern ein aus dem römischen Bürgertum erwachsener „Dienstadel“ sich nach und nach durch Erbteilungen über das Land ausbreitete. Da dieser neue Adel untereinander verflochten und versippt war, blieben Fehden die Ausnahme, was wiederum die Entfaltung der Kultur positiv beeinflusste. Handel und Wandel zogen auf sicheren Bahnen durchs Land, und die jüngeren Söhne des Adels suchten nicht etwa Händel, sondern Anstellung und Schutz bei den Familien der älteren und glücklicheren Verwandten. Was sie ihnen dafür gaben? Was immer sie konnten gaben sie – sie boten sich als bevollmächtigte Boten, eine Art Gesandte, an, als Verwalter ihrer Güter, als Gesellschafter und auch mehr und mehr als Künstler in der Tradition keltischer Barden. Das war keineswegs eine brotlose Kunst, denn die verfeinerte Kultur der Provençalen hielt sich auf einen angemessenen Rahmen aus allerhand Flitter viel zugute – Erbe des Keltischen, denn die Römer waren durchaus auch ohne solches Beiwerk ausgekommen. Auf den sicheren und sorgsam instand gehaltenen Straßen zogen aber auch die Abgesandten der Konvente durch das Land um überall nach dem Rechten zu schauen, Briefe zu überbringen und Kongressen beizuwohnen auf denen die Lehre diskutiert und weiter entwickelt wurde. Diese Kongresse fanden auf den Burgen der Adligen, der Grafen, Vizegraven und Barone statt, aber auch in den Rathäusern der Städte und – in den Kirchen. Denn die römische Kirche, wiewohl auch hier überall präsent, hatte doch ideengeschichtlich nichts zu melden, umso weniger als ihre Vertreter was seelsorgliche und theologische Kompetenz anbelangte, den Ordinierten der Bewegung nicht das Wasser reichen konnten. Ihre Präsenz war reine

Repräsentation, wie heute ein Gremium der UNO in einer Hauptstadt eben präsent ist um zu zeigen: wir gehören dazu. Gefragt wird es nicht, den Angelegenheiten des Gemeinwesens steht es fern. So entstand von Stadt zu Stadt miteinander durch Straßen, Ströme und ein Netz von diese sichernden Burgen verbunden das, was wir dann Provence genannt haben, „die Provinz“ nämlich die alte Gallia togata.

## Miriam

Wir können die geheime Geschichte der Katharer nicht schreiben ohne einer Frau zu gedenken, die ganz am Anfang alles dessen steht, was wir hier beschrieben haben. Diese Frau hieß Miriam und war Jüdin von Geburt. Sie war wie das Johannesevangelium vermeldet die Schwester des „Eingeweihten“ als welchen wir den Judas Thomas betrachten können und hatte ein sehr eigenes Verhältnis zu Jehoschua „Maria hat das bessere Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden“ sagt der Meister von ihr. Da das Evangelium des Johannes aber mindestens hundert Jahre nach diesen Vorgängen, wahrscheinlich noch später geschrieben wurde, muss die Bedeutung dieser Frau für die Erkenntnis phänomenal gewesen sein und weit über ihren Geburtskreis hinaus gereicht haben.



In die Kreuzigungsgeschichte, mit der eine andere Biographie in die des historischen Jehoschua hinein geschnitten wurde, wird gleichwohl diese Miriam als Liebende hinein montiert – womit der Erinnerung an die Tatsache Rechnung getragen wird, dass Miriam vielleicht die erste Ehefrau, auf jeden Fall aber geistig die Frau an Jehoschuas Seite gewesen ist. Da an anderer Stelle Flavius Josephus berichtet, Herodes habe seinem Neffen seine Tochter Salome (Schlamto) zur Frau gegeben, wir aber wissen, wer dieser ungenannte Neffe war, nämlich der Sohn seines Bruders Joseph mit Namen Jehoschua (der Ältere) und da deren Hochzeitsnacht den Verborgenen Worten wenigstens eine Anekdote wert ist, kann man davon ausgehen, dass beide Frauen ihren Anteil am Leben Jehoschuas gehabt haben – dabei wurde Miriam aufgrund ihrer geistigen Nähe zum Meister wohl nicht nur von Simon angefeindet, während Salome als „Schülerin“ wie sie selbst sich in den Verborgenen Worten nennt, wohl von den übrigen Gefährten Jehoschuas als ihresgleichen angenommen worden ist. Die Tatsache, dass sie eine Prinzessin war wird ein Übriges dazu getan haben, während Miriam ja nur die Tochter eines „Gutsbesitzers“ aus Bethanien bei Jerusalem war. Hinzu kommt, dass Jehoschua selbst einen Unterschied zwischen Miriam und seinen Schülern machte, den sie ihm ihrerseits sicher verdacht haben, während er Salome auf einer Ebene mit ihnen sah.

Ob beide Frauen den Jehoschua auf seiner „Studienreise“ die eigentlich eine Flucht war, begleitet haben, wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass Miriam ihn begleitet

haben muss, denn auf ihr, darauf, was sich seit ihrem Eintreffen in Marseille im eben erst sich romanisierenden Gallien durch ihren Einfluss begab, gründen gut und gerne siebzig Prozent dessen, was wir im Mittelalter als Bewegung der Katharer zur Kenntnis nehmen. „Miriam von Magdala“ oder Marie Madeleine ist zudem selbst den Katholiken nach „Notre Dame“ die prominenteste Heilige dieser Gegend und teilweise amalgamiert sie möglicherweise mit dieser zu einer im Nachhinein einzigen Erscheinung. Dabei stellt Notre Dame – unsere Dame – eine noch ältere mythologische Schicht dar, mit der Miriam hier und da verschmolz: in ihr begegnet die „Große Mutter“ aller Urreligionen und so auch der Kelten.

Eine Mutter wurde aber auch sie, die wahrscheinlich nie eigene Kinder hatte, und zwar Mutter einer Bewegung. Diese Idee „vermählte“ sich der Geisteswelt Jehoschuas ohne mit ihr eines zu werden – für Miriam war die Selbsterkenntnis, wie für ihren Gefährten auch. zwar Grundlage von allem – aber sie öffnete nach ihrem Verständnis nur die Augen für das, was sonst nicht zu erfassen war, war also nie Selbstzweck. So hat sie ihre „Gnosis“ dann auch betrieben – getreu der Lehre Jehoschuas aber weiter gefasst als er damals es zu fassen für nötig hielt. Denn die Frage: Freiheit – und was jetzt – stellt sich auf dem Wege der Miriam gar nicht erst. Damit wiederum kam sie den keltischen Ideen, die ziemlich unverändert im Inneren Galliens lebendig waren, natürlich entgegen, die „Anderwelt“ der Druiden begegnete ihrem Wissen über die „Dinge jenseits der Schulweisheit“ und einer lernte vom andern. Noch eine späte, vom Kreuzigungsmythos gefärbte, Legende lässt sie nach Gallien gelangen, auf einer Reise, die ziemlich unverblümt eine Flucht genannt wird. Nur tritt an die Stelle Jehoschuas die fiktive Gestalt eines „Joseph von Arimathia“ worin vielleicht des Jehoschua Vatersname in voller Länge weiterlebt. Vielleicht auch hat er sich in der Fremde selbst so genannt. Denn sich Jehoschua ben Joseph zu nennen war in Gegenden, wo Juden lebten, ziemlich brisant.

Miriam brachte den Gral nach Frankreich, sagt die Legende, und damit eröffnet sich uns ein weiteres Legendenfeld. Generationen von Barden und Troubadoure haben seither nach dem „Gral“ gesucht – der Gral aber ist die Lehre, die sie vertrat und verbreitete. Der „Gral“ wanderte dann weiter nach den britischen Inseln und in der Tat ist ja die Lehre zusammen mit ihrem Begründer Jehoschua dort angekommen. Von Massilia (Marseille in der Antike) ins Hinterland der Westalpen und der Pyrenäen zu gelangen ist nun wahrlich kein Kunststück, auch wenn man bedenkt, dass die Provinz Gallien noch erst relativ kurz zum Römischen Reich gehörte – immerhin lange genug, um in einigen Zentren des Südens bereits römische Lebensart etabliert zu haben aber nicht lange genug, um die ursprüngliche Geisteswelt dort ganz und gar zu überfremden. Die Angehörigen der Oberschicht – und mit ihnen verkehrte Miriam zuerst und vor allem – waren bereits weitgehend romanisiert, aber sie hatten auch noch eine lebendige Verbindung zur Geisteswelt ihrer Vorfahren – sie glichen darin nordamerikanischen Indianern, die mit dem „Business“ ganz gut zurecht kommen ohne doch ihre traditionelle Denkweise aufzugeben.

Gleichwohl war eine Reise durch Gallien zu jener Zeit noch ein Abenteuer, denn schon bald hinter den südlichen Bergen – den Westalpen und den Pyrenäen – begann damals praktisch unerforschtes Gebiet das fast nur formell zum Römischen Reich

gehörte – der Reichszensus, den Octavius seit dem Jahre 27 vor unserer Zeitrechnung auch in Gallien durchführen ließ, eröffnete aber für Miriam die Möglichkeit, mit den Trupps des kaiserlichen Fiskus zu reisen, was für ihre persönliche Sicherheit gewiss von Vorteil war. Wie sie dann jeweils vor Ort zurecht kam, war ihre Sache – nun, sie kam zurecht, denn sie verfügte überall über Empfehlungen, die ihr gastliche Aufnahme und geistiges Entgegenkommen sicherten. Das war wichtig, denn anders als Jehoschua hatte sie keinen Anspruch auf Versorgung aus der Kasse des Herodes, war sie doch keine Verwandte. Sie war davon abhängig, ob ihr jemand einen Reisewagen stellte, eine Sänfte kam für derartige Strecken oft gar nicht in Frage, und was das Reiten anging – Damensättel gab es damals nicht und die



Wege waren gelinde gesagt nicht im besten Zustand, oft gab es gar keine und die Trupps mussten sich erst welche bahnen. Daher ist es verständlich, wenn Miriam ihr unmittelbares Operationsgebiet auf den Süden beschränkte – aber ihr Einfluss reichte weiter als ihre Person reiste und so hielt sie aus dem Land heraus den Kontakt zu Jehoschua auf der anderen Seite des Kanals schräg nach Nordwesten über den Golf von Biskaya, wo zwar keine römischen Segler, aber sehr wohl keltische Boote verkehrten. Caesar, das wissen wir, hatte von einer Eroberung der britischen Inseln Abstand genommen, auch wenn es ihn reizte, die britischen Zinnvorkommen in die Hand zu kriegen – erst Claudius, der vierte der julischen Kaiser, sollte Britannien dem Reich einverleiben und erst unter Hadrian sollte seine Eroberung als abgeschlossen gelten. Die nördlichste römische Stadt auf der britischen Insel war Eboracum, das heutige York. Das Gebiet südöstlich von Edinburgh, in dem Jehoschua eine neue Heimat gefunden hatte, blieb stets unabhängig. Aber wenn man weit ins Land Freunde und Gesinnungsgenossen zu sitzen hatte, mochte einen schon eine Nachricht von jenseits des Kanals erreichen – die Kelten jedenfalls kannten ihre Stammverwandten dort und umgekehrt und es ging hin und her. Es ist auch ungewiss, ob Jehoschua nicht auch selbst einige Male über den Kanal kam, denn „Merlin“ in dem seine Gestalt weiterlebt, ist einige Male über den Kanal gelangt – als ägyptischem Priester war ihm der Bau von seetüchtigen Booten vielleicht kein solches Geheimnis wie den schottischen Biberjägern. Die Sage vermeldet, auf ihre Art konsequent, dass er „fliegen“ konnte. Warum aber sollte er den Kanal überquert haben, wenn auf der anderen Seite desselben nicht jemand wartete an dem ihm unter allen Umständen gelegen war?

Miriam, um es gleich zu sagen, starb nicht in Gallien. Sondern als Jehoschua drüben auf der Insel gestorben war, wovon sie mit Sicherheit Kenntnis erhielt, packte sie zu-

sammen und der weitere Lebensweg dieser hoch ehrenwerten Dame, deren Gedächtnis in Gallien und in Europa in der Magdalena weiterlebt, gehört wieder zur Geschichte des Nahen Ostens. Aber hat Miriam die Katharer begründet? Nein, auch Priscillian, auch Peter von Bruis, und auf jeden Fall Niketas der Grieche sind dessen ganz und gar unverdächtig. In der Bewegung der Katharer ist viel zusammen geflossen, unter anderem auch die Lehre der Miriam – bestimmend aber war die Lehre Jehoschuas die ihnen Miriam vermittelt hatte – und ihre eigene dazu. Als später der Bruder der Miriam, Judas, seine Schriften verfasste, da sorgte sie dafür, dass einige Exemplare derselben auch nach Gallien zu ihren alten Freunden gingen. Denn deren hatte sie dort mehrere – unter anderem vielleicht auch den ältesten Sohn des Herodes, Archelaos, der sich freute, jemanden zu treffen, der seinen Cousin Jehoschua nicht nur mal eben, sondern sogar gut kannte. Miriam war um vieles älter als Archelaos – aber es gelang ihr, ihn für die Lehre seines älteren Vettters zu begeistern und mit der weiteren Aufsicht über das getane Werk in Gallien zu betrauen – so blieb sozusagen alles in der Familie. Man sieht daraus, dass sich Miriam mit der Rückreise von der Küste der Bretagne nach Ägypten, wohin sie zuerst strebte, Zeit gelassen hat – als wüsste sie, dass sie noch viel Zeit hatte. Sie ist an die hundert Jahre alt geworden und hat sich auch im Nahem Osten als Mutter der Lehre noch Ruhm erworben – als man den Messias Jesus Christus mit einer Mutter ausstatten wollte, und in den großen Frauengestalten seiner Umgebung wühlte, war da eine fand, die würdig gewesen wäre, dieser Muttergestalt ihren Namen zu geben: Miriam.

Es gibt Zweifel daran, dass sie ordiniert gewesen wäre – diese Zweifel sind so leicht nicht zum Verstummen zu bringen, aber es sprechen zwei Details dafür: einmal das Versprechen Jehoschuas, Miriam „männlich“ zu machen, also ihr alles zu geben, was er auch den Männern in seiner Umgebung gab, zweitens der Umstand, dass in der gesamten Geschichte der Bewegung Frauen und Männer in dieser Beziehung völlig gleich behandelt wurden. Dem wiederum liegt der ägyptische Brauch zugrunde, in den Frauen und Männer seit Imhoteps Tagen gleichermaßen involviert waren. Wenn sie aber ordiniert war, dann hat sie die Ordination auch weiter gegeben, denn dazu war sie bei Bedarf verpflichtet – einige Männer, die nicht von einer Frau ordiniert werden wollten, hat wohl Jehoschua auch noch selbst durch die Fahrt geleitet – es war nicht Sinn der Sache, sich um solche Vorurteile aufzuhalten und es mag dies ein Grund gewesen sein, warum die beiden sich auch nach der Trennung dann und wann noch gesehen und gesprochen haben.

Aber was hat sie gelehrt? Es ist nicht mehr leicht zu erschließen, denn der Einfluss der römischen Manichäer (Priscillian) ist drüber gegangen, der Einfluss der Kelten und schlussendlich auch noch der Einfluss der aus Byzanz vertriebenen Griechen, der allerdings in der Lombardei stärker gewesen ist als im Norden der Pyrenäen. Zunächst kann man aber wohl von einer Art Philosophie ausgehen, wie sie ähnlich auch die Stoiker und die Pythagoräer vertreten hatten, einer Philosophie mit stark transzendent – spirituellem Einschlag. Zur Philosophie gehörte damals aber unbedingt auch der Lebensvollzug, sie war nie ein Abenteuer des Geistes allein, sondern Philosoph war man mit allen Sinnen. So führte sie ihre Schüler über philosophische Exerzitien zur Fahrt und durch dieselbe hindurch und betreute sie dann bei der Eroberung ihrer neuen Lebensräume – wobei sie sich durchaus auch der Hilfe der Dru-

iden bediente, die sich in diesen Dingen ja – die Fahrt abgerechnet – auch auskann-ten. Möglich, dass ihre ersten richtigen Schüler Druiden gewesen sind oder zumindest Kelten aus druidischem Geschlecht, denn Druiden waren nicht zum Zölibat verpflichtet, sie gründeten, wie die ägyptischen Priester, Familien in denen sie nicht nur ihr materielles Gut weiter vererbten. Will sagen, die sexuelle Askese, die später bei den Katharern eine solche Rolle spielte, ist höchstwahrscheinlich nicht von Miriam begründet worden, sondern stammt aus dem späteren Zusammentreffen der Bewegung mit den aus Spanien herüber kommenden manichäisch eingefärbten Priscillianern. Auch der Dualismus stammt in den Grundzügen erst von dorthier, Miriam hat ihn nicht gelehrt, wie denn auch die Lehre Jehoschuas an einem einheitlichen Kosmos festhält, der als Ganzes positiv gesehen wird. Was sie aber begründet hat, ist das gemeinsame Forschen, was sie festgelegt hat, ist das Niveau der wissenschaftlichen Arbeit – und das so hoch, dass selbst späteste Generationen die Lehre nicht auf das Niveau einer okkultistischen Religion herab ziehen konnten. Die Bewegung blieb in ihrem Kern immer eine Bewegung von Gebildeten – wer es nicht war, der wurde es im Lauf seiner Ausbildung. Einen solchen Wert auf umfassende Bildung legte auch Priscillian, legten die Manichäer nicht – wobei ich hier unter Bildung Allgemeinbildung verstehe. Selbst Jehoschua hat auf Bildung und das damit einhergehende Niveau der zwischenmenschlichen Begegnung nicht solchen Wert gelegt wie Miriam. Daher konnte er auf den britischen Inseln arbeiten, was für Miriam unmöglich gewesen wäre. Für Miriam bedeutete das vielleicht darum so viel, weil sie sich diese Bildung selbst hatte aneignen müssen – von Haus aus konnte sie wahrscheinlich nicht einmal lesen und schreiben. Aber sie war an der Seite Jehoschuas dem Wissen begegnet und wollte nicht hinter ihm zurückbleiben, erkannte auch den charakterbildenden Wert recht verstandenen Wissens, das sich nicht im Selbstzweck erschöpft – das war damals noch nicht der Brauch. Sie leitete dann in seinem Auftrag wohl eine Zeitlang die römische Schule und hat diese Zeit genutzt, zumal ihr in Rom ausgezeichnete Bibliotheken und Lehrer zur Verfügung standen. Hingegen ging Jehoschua den umgekehrten Weg – sein Wissen, das sich auf ägyptische Erkenntnisse beschränkte, beließ es bei dessen praktisch anwendbarem Wert und konzentrierte sich auf einen „Weg des Herzens“ bei dem das charakterformende Element von Bildung vernachlässigbar erschien – seine Traditionen sind noch bei den mittelalterlichen Ketzern aus dem Norden nachweisbar, in der Naivität eines Tanchelm beispielsweise oder der Ketzer von Arras oder des Bauern Leuthard. Man kann darüber streiten, welcher der Wege effizienter gewesen ist – der eine, der Weg des Jehoschua, führt geradewegs in die Mystik der mittelalterlichen Armutsbewegungen, der Weg der Miriam zur Existenz einer selbstbewussten Geisteselite mit hohem Sendungsbewusstsein – oft auch haben sich beide Möglichkeiten überschritten. Denn „Herzensfrömmigkeit“ ist wohl auch dem Gebildeten eigen... im Falle er es darauf anlegt. Der umgekehrte Weg hingegen – endet nicht selten in einer kommunikativen Katastrophe, denn Bildung begünstigt die Fähigkeit zur sprachlichen Artikulation und diese wiederum wirkt auf die Überzeugungskraft ein. Daher beflößigten sich viele dieser Herzensfrommen der Zeichenhandlung, um Gedanken, die sie nicht aussprechen konnten, darzulegen, Leider waren solche Zeichenhandlungen mitunter so radikal anstößig, dass sie statt zum Nachdenken anzuregen, nur den Zorn der Betroffenen hervorriefen. Im besten Falle erreichten sie Verständnislosigkeit anstatt des angestrebten Verständnisses und bestätigten gerade jene Vorurteile ihrer Mitmenschen, welche

sie mit ihren Zeichenhandlungen auszuräumen strebten. Im schlimmsten Falle endeten solche Zeichenhandlungen mit der physischen Vernichtung der Handelnden.

Miriam genügte, obschon sie diese Mentalität aus ihrer Jugend in Israel kannte, das verständlicherweise nicht, was für Jehoschua Ausweis reinster Erkenntnis war. Daher begründet wohl auch ihre Trennung voneinander, auch wenn andere Gründe offensichtlicher gewesen sein mögen: Miriam brauchte Sicherheit der äußeren Umstände und wenigstens ein Minimum an Alltagskultur, mit beidem war auf der Insel nicht zu rechnen. Das hat wenig mit Hochnäsigkeit zu tun – sondern mehr mit der Besorgnis, als Frau unter Wilde zu geraten. Aber das andere Element, das tiefere, war schon in jenen Tagen virulent, in denen sie noch in Israel lebten und in Rom angesichts der Möglichkeiten einer Millionenstadt, hatte es sich noch verstärkt. Während Jehoschua außer seiner Methode der Erkenntnis allenfalls noch den so genannten gesunden Menschenverstand und ägyptische Weisheit gelten ließ, galten für Miriam alle Möglichkeiten, die nutzbar waren auch als legitim. Nur ethische wie denkerische Engstirnigkeit schloss sie kategorisch aus und konnte im Falle des Falles äußerst unangenehm werden – was dem Ruf der römischen Schule aber nicht geschadet, ihn vielmehr gestärkt hatte, allerdings den Zulauf zu derselben hatte Miriams harte Hand in diesen Dingen bedeutend gedrosselt. Das war nun wieder Jehoschua nicht recht gewesen, der mit seiner Methode so viele Menschen als irgend möglich erreichen wollte und dabei dann und wann auch durch die Finger sah. Miriam hingegen kannte keinen missionarischen Impuls – sie kannte nur die Bereitschaft und Fähigkeit eines Menschen sich auf Unbekanntes, Ungesichertes einzulassen oder nicht. Das war für sie der Prüfstein, nach dem sie ihre Lehrtätigkeit entfaltete oder nicht.

Bei den romanisierten Kelten aus druidischem Geschlecht stieß sie auf eminentes Interesse. Man war nicht nur bereit zu hören, man war auch bereit, beizusteuern und es war Einiges, was da zusammen kam, denn die Kenntnisse der Druiden erstreckten sich auf wahrlich ungeahnte Räume des Denkens, aber auch des Wissens. Die Damen und Herren waren keineswegs ungehalten, wenn Miriam da mithalten konnte – sie waren eher überrascht, dass aus der Welt der Legionen solche Tiefen der Erkenntnis auf sie zu kam. Miriam beließ es nicht bei ihrem angestammten Wissen – sie wies ihre neuen Freunde auch auf Errungenschaften von Völkern hin, die ihnen bis dahin unbekannt gewesen waren – mit Ausnahme der Griechen vielleicht, mit denen sie seit alters Handel trieben, aber sie hatten sich wohl nie für die tieferen Gründe dieser Kultur interessiert, und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Das Interesse war derart intensiv, dass die braven Druidenabkömmlinge öfter den Boten mit der Botschaft verwechselt haben – was Miriam sich strengstens verbat. Sie war Lehrerin nicht Offenbarerin, so etwas mochten andere für sich in Anspruch nehmen. Mit der Zeit auch war es nicht mehr nötig, ihr die Ansprachen der fremden Wissenschaftler zu übersetzen – mehr und mehr fand sie sich in die keltische Sprache ein, die sich dem Ohr über keine der ihr bisher bekannten Sprachen erschließt und doch mit wenigstens dem Griechischen und dem Lateinischen zusammen hängt. Sie, die in ihrer Jugend nur die aramäische Muttersprache kannte, war zum Zeitpunkt ihres Todes polyglott, beherrschte Keltisch neben Griechisch und Latein, wenn sie auch das Keltische nicht ohne Akzent zu sprechen lernte.

Aber nicht alles, was Miriam zu hören und zu sehen bekam, fand Gefallen. Da war das orgiastische Element eines Fruchtbarkeitskultes, der ihr viel zu erd- und objektbezogen schien. Aber sie verstand wenigstens den tieferen Sinn dieses Gebarens: dass man auch diese Impulse des Lebens nicht außen vor stehen lassen wollte, sie vielmehr bewusst in die Transzendierung der gesamten menschlichen Existenz einbezog. Im Übrigen verlangte man von ihr nicht, dass sie sich an den keltischen Festen beteilige. Druiden beteiligten sich ja prinzipiell nicht an solchen Festen und Zusammenkünften. Sie beschränkten sich darauf, die richtigen Termine zu berechnen und eine Art Aufsicht zu führen. Was ihr ebenfalls nicht gefiel, war das bei den Kelten nach wie vor übliche Menschenopfer. Es wurde mitunter auf grausame Weise vollzogen – die Leute wurden gekocht, in Erdspalten erstickt, langsam erwürgt, Köpfe galt noch als barmherziger Tod. Nicht nur Feinde wurden geopfert, auch Söhne und Töchter des eigenen Volkes. Die Römer hatten diese Opfer zwar untersagt, aber sie konnten nicht überall sein und die Druiden hielten das Entsenden von Boten zu den Göttern für einen notwendigen Akt. Darüber kam es mit den Druiden und ihren Schülern auch schließlich zum Streit und zur Trennung, denn diese Priester wollten, anders als die ägyptischen, von ihrem Brauch nicht lassen. Man respektierte einander aber noch im Zerwürfnis und keiner neidete dem andern den Zuspruch, den er fand. Miriam betonte hinfort das Philosophische ihrer Lehren, während sie mit Achtung von der Weisheit der Druiden sprach, die aus verschiedenen Gründen aber nicht die Ihrige werden konnte. Denn was sie lehrte und das hielt man für alle Zeiten fest, war nicht Religion, sondern es war Existenz; so gesehen kann man Miriam als die erste und wahrscheinlich einzige wirkliche französische Existenzialistin ansprechen und nicht Sartre, der hierin nur weniger als halbe Sachen macht.

Man kann also festhalten: die Schüler der Miriam waren wie sie selbst dem Leben, der Bildung und den irdischen Freuden zugewandte Leute, deren Ethos nur edler, deren inneres Leben nur intensiver war als das ihrer Zeitgenossen, die genauer fragten und genauere Antworten erwarteten – und die alles, was sie umgab für ein erkennbares Abbild einer erkennbaren Wirklichkeit hielten, auf das es hinführte. So forschten sie munter und furchtlos weiter und kamen auf ihren Wegen über die „Sphäre der Götter“ hinaus, in der die Druiden gefangen blieben. An dieser Gefangenschaft gingen die Druiden denn auch unter, während Miriam und ihre Lehren zum Grundstock jener neuen Bewegung wurden, die fortan in Gallien gegenwärtig blieb und irgendwann, vereinigt mit dem römischen Manichäismus und der griechischen Gnosis, das bildete, was als Katharertum auf uns gekommen ist.

## **Die dunklen Jahre**

So möchte ich die Zeit nennen, die zwischen der Ankunft der Miriam und dem Auftreten des Irenäus in Lyon liegt, Eine weitere dunkle Epoche ist die Zeit von hier bis zum Konzil von St. Felix de Caraman im Jahre 1167. Dabei ist gerade in diesen Epochen alles Entscheidende geschehen, was aus der Bewegung die Katharer machte, die sich übrigens selbst nie so genannt haben. Um allen Spekulationen ein Ende zu bereiten: Katharer leitet sich eindeutig ab von „Katharoi“ Reine, und unser davon abgeleitetes Wort „Ketzer“ hat damit zu tun, dass das griechische Theta damals im Mittellgriechischen wie heute noch im Neugriechischen gleich dem englischen „th“ als scharfer S - Laut gesprochen wurde. Die selbst von ernsthaften Erklärern angeführte „Katze“ hat mit dem Begriff nichts, aber auch gar nicht zu tun.

Jedenfalls können wir feststellen, dass der Haufen, der dem Irenäus in Lyon - Lugdunum auf Lateinisch, das Leben schwer machte und ihn zu einem dicken Wälzer gegen die Häretiker veranlasste (Adversus Haereses, ist heute noch zu lesen und rechnet bis zum Fund von Nag Hamadi als Referenz für die Vorstellung, die man damals von „Gnosis“ hatte) eine gut organisierte, engagierte und erfolgreiche Truppe war - so recht nach dem Herzen und dem Sinn der Miriam, die nichts tiefer gehasst hatte als kleingeistige, engherzige Dogmatiker, kamen sie woher sie immer kommen mochten. Christen hatte sie selbst noch nicht kennen gelernt, sie sollte ihnen auch erst im hohen Alter begegnen - aber Dogmatiker gab es auch schon zu jener Zeit und nicht wenige Druiden, erfuhr sie, gehörten dazu.

Wie im übrigen Reich so war auch in Gallien die Zeit, da sich die Bewegung unbehelligt entfalten konnte, knapp bemessen. Schon am Ende des ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelangt von Süden die neue christliche Mysterienreligion nach Gallien und trifft dort auf bereiten Boden, denn mit dem Namen Jesus hat auch die Magdalena bereits hantiert. Besonders die mehr mystisch orientierten Sympathisanten der Bewegung, darunter viele aus druidischen Geschlechtern, fallen der neuen Religion zu und das alles spielt sich insbesondere in den Städten ab - auf dem flachen Land herrschen, wenn überhaupt, die alten keltischen Gottheiten und selbst in den Städten empfiehlt sich der Gebrauch der keltischen Sprache, da nur die Oberschicht das Lateinische und nur ein Teil derselben auch Griechisch beherrscht. Diese Oberschicht aber kommt nicht zu den Predigten der Christen, ihre Erörterungen sind ihnen zu provinziell, ihre Frömmigkeit ist ihnen zu tief. Es ist also wie überall sonst auch - die „kleinen Leute“ interessieren sich als erste für das neue Mysterium und das umso mehr als es von ihnen nur geringen finanziellen und überhaupt materiellen

Aufwand verlangt. Ein beliebiges Haus reicht als Versammlungsort, das Sakrament besteht aus gewöhnlichem Brot und jenem Landwein, den man um die Ecke in der Kneipe um ein paar As zu kaufen bekommt und zur Taufe benötigt man nichts als Wasser, welches in Thermen und Flüssen zur Verfügung steht. Im Gegenteil, man hat etwas davon, Christ zu sein – die Neuen helfen einander aus, wenn es klemmt, sie pflegen ihre Kranken gesund und übernehmen derweil deren Arbeit, sie kümmern sich um Witwen und Waisen um die sich sonst niemand ernstlich Gedanken macht, da deren Verwandtschaft gehalten ist für sie zu sorgen, sie kümmern sich aber auch um Rechtsangelegenheiten und legen zusammen um Geldstrafen und Schulden zu bezahlen die einer von ihnen abzugelten hat. Sie beschaffen einander Aufträge und sorgen, anders als ihre „heidnischen“ Mitbürger für prompte und vor allem ehrliche Erledigung derselben. Das alles erledigen die „Komitien“ der Handwerker doch auch? Ja, aber die wollen regelmäßige Beiträge sehen und außerdem noch hier und da ein „Zunftessen“ – während die Christen sich mit dem begnügen, was einer gerade erübrigen kann, sei es nun Geld oder seien es Naturalien oder ein Dach über dem Kopf für die Gemeinde und ähnliche Sachleistungen. Um all das aber kümmern sich die Leute von der Bewegung nicht, denn erstens sind sie der Meinung, dass sie das Privatleben ihrer Mitgenossen nichts angeht, zweitens sind sie Philosophen und drittens zumeist wirtschaftlich nicht hilfebedürftig. Sakramente kennen sie sowieso nicht.

Zunächst einmal nehmen die Alten die Neuen gar nicht recht zur Kenntnis. Neue Mysterien, das gibt es alle Tage, Religion ist zudem nicht nach ihrem Geschmack. Sie wollen in der Tradition der Miriam, nicht „Gott sehen“ sondern die Tiefen des Seins erkunden und Gott sind sie sich selbst dabei genug. Einmal im Monat treffen sie sich zwecks Austausch der neuesten Forschungsergebnisse und entsprechender Diskussion – ihnen muss niemand erbauliche Predigten halten. Mit der Unvollkommenheit menschlichen Daseins sind sie versöhnt. Sie wissen: diese Welt ist so, weil es notwendig ist, dass sie so wie sie ist, existiert. Da ist noch keine Rede von einem bösen Gott und dergleichen Spekulationen. Alexandria ist weit und was sich dort begibt, erreicht seinen Zweck in den Zentren hinter den Pyrenäen nicht. Die haben eigene Konzepte. Es gibt auch sonst keinen Grund, sich den Christen „anzufürmen“. Die dunklen Jahre, die Jahre in denen wir nichts von ihnen wissen, sind was das Geistige angeht, alles andere als dunkle Jahre. Miriam hat andere Frauen und Männer ausgebildet, die ihren Spuren getreu folgen und auch Jehoschua bekommt eine Stimme in diesem Kreis, denn eine dünne Schrift gelangt nach Gallien: die Verborgenen Worte des Judas Thomas, in denen sie alles finden, was sie auch aus Miriams Lehrvorträgen und vertrauten Gesprächen kennen. Die dünne Schrift wird nun bis ins Mittelalter hinein das Zentrum, der Kern ihrer Arbeit bleiben.

„Ich sage meine Geheimnisse denen, die meiner Geheimnisse würdig sind“, steht in diesen Verborgenen Worten und so handhaben die Zentren es auch. Sie öffnen sich zwar jedermann – aber nicht alles, was dort geschieht, ist für jedermann. Es kann das nicht sein, denn der Mensch dieser Welt kann die andere Wirklichkeit nicht „auf Kopfdruck“ begreifen. Dennoch muss er einen Anlaufpunkt haben wo er mit seinen Problemen hin kann – und er hatte im römischen Gallien mehr als nur einen. Zwar gab es keine Psychotherapeuten, aber es gab Seelsorger – die Philosophen eben, die

auch dem nicht religiösen Menschen Rat und Stütze waren, denn Philosophie war damals nicht ein unverbindliches Gedankenspiel wie sie es heute ist. Sie bemühte sich, Antworten auf Lebensfragen zugeben und es spricht für die Qualität der Arbeit in den Zentren, wenn sie in dieser Beziehung Vorrang vor anderen Philosophenschulen genossen. Es gab sie in allen größeren Städten – warum nicht auch auf dem Lande, haben wir bereits erörtert. Für die dort entstehenden Probleme waren hergebrachte Lösungen meist ausreichend. Waren sie es aber einmal nicht, wandte man sich eben an die Zentren, die übrigens mehr taten, als Vorträge zu halten und in vertraulichen Gesprächen Rat zu geben. Sie spielten auch eine hervorragende Rolle im kommunalen Gesundheitswesen. Zu diesem Zweck arbeiteten sie eng mit den aus griechischem Geist kommenden Ärzten aber auch mit den im Untergrund lebenden Druiden zusammen, die ebenfalls ein umfangreiches medizinisches Erfahrungswissen besaßen. Sie vollbrachten keine „Wunderheilungen“ sondern bearbeiteten und benutzten, was sie finden konnten, auch das Wissen der „Weisen Frauen“, später nannte man sie Hexen und verbrannte sie bei lebendigem Leibe – einen andern Gebrauch verstand das Christentum. als es Europa geistig beherrschte, von solchem Wissen nicht zu machen. Sie waren, wie auch andere Gebildete, Lehrer der Jugend, unterrichteten sie in allen Alltagsdisziplinen, sie hatten städtische und regionale Ämter inne, denn niemand verlangte politische Abstinenz von ihnen. Sie waren nicht einmal Vegetarier, denn die Lehre Jehoschuas sprach ausdrücklich davon, dass nichts was in des Menschen Mund hinein geht ihn unrein machen kann, sondern das Tier wie die Pflanze geben ihre Energien, damit sie im Menschen eine Basis schaffen mögen, auf der er diese Welt mit Gewinn wieder von sich abtun kann. Alles, was in der Welt ist, dient diesem Zweck und all dessen – auch seiner selbst – kann der Mensch sich angemessen bedienen. So pflegten die Sympathisanten und Mitarbeiter der Zentren einen ausgeglichenen Lebensstil in dem Freude und Leid ihren Platz hatten, in dem Genuss und Verzicht einander die Waage hielten. Sie kannten keine Sexualaskese, sie kannten auch keine Geschlechtertrennung, es war selbstverständlich, dass Frauen, da sie als Mitarbeiterinnen gleiche Pflichten hatten, auch gleiche Rechte wahrnahmen wie die Männer. Sie lebten in ihren Häusern wie sie es gewohnt waren und betrachteten ihre Bindung an die Zentren als Privatsache neben der das normale Leben einer römischen Stadt störungsfrei hin lief – ein Ädil, ein römischer Ortspolizist im Kriminalfach, der mit dem Zentrum der Bewegung sympathisierte hatte nicht mehr Skrupel, einen Ganoven festzunehmen als einer, der sich nicht dazu hielt und ein Richter mit Bewegungshintergrund scheute sich ebenso wenig, ein Todesurteil zu verhängen, wie ein anderer – nur ging er vielleicht etwas aufmerksamer mit dieser Befugnis um. Die Sympathisanten der Bewegung, soll das sagen, waren voll und ganz ins städtische Leben integriert und machten auch keine Anstalten, das etwa nicht sein zu wollen.

Was wir wissen können: die Bewegung glich noch kaum dem, was wir als Katharismus bezeichnen. Sie war aber ähnlich im gesamten Reich konstituiert, weil die Voraussetzungen im Grunde überall die gleichen waren. Das änderte sich erst, als die Bewegung, die von oben her überall wohl gelitten war, von unten her attackiert wurde – nämlich von jenen, die eine neue Religion im Namen eben jenes Jehoschua zu etablieren begannen, der so sehr gegen die Entwicklung neuer Religionen aufgetreten war.

Die Bewegung besaß zwar Zentren um die sie sich sammelte, aber diese Zentren waren keine Klöster, nicht einmal Konvente – es waren Häuser mit Veranstaltungsräumen und möglicherweise noch angeschlossenen bescheidenen Gästequartieren, deren Gestalt von Vermögen und Geschmack der Mitarbeiter abhing. Diese Veranstaltungsräume wurden nicht für selbst noch im weitesten Sinne religiöse Veranstaltungen genutzt, sondern für Vorträge wie sie in jeder römischen Stadt, die etwas auf sich und das bedeutet: auf ihre Kultur, hielt, an der Tagesordnung waren. Solche Veranstaltungen konnten sehr vielfältig sein – sie reichten von Kammermusikaufführungen und Drameninszenierungen neuer Stücke aber auch der griechischen und lateinischen Klassiker, über Dichterlesungen und Gemäldepräsentationen – auch diese waren in der Regel musikalisch ausgestaltet – bis hin zu wissenschaftlichen oder auch Vorträgen zu Themen allgemeineren Interesses. Das „Odeum“ einer Stadt zog vor allem das Interesse des gebildeten Bevölkerungsanteils auf sich, der den „volkstümlichen“ Aufführungen im Amphitheater wenn man nicht unbedingt anwesend sein musste, lieber fernblieb. Der Unterschied der Interessenlage bemisst sich in etwa im Spielraum zwischen einem Zuschauer von „Phönix“ oder „Arte“ und einem Klienten der verschiedenen Sparten von RTL von heute. Das Programm der Zentren darf man sich also recht bunt vorstellen. Mit den Vorgängen in den Arenen verband diese Veranstaltungen der unmittelbare Gegenwartsbezug. Auch ein „klassisches“ Theaterstück wurde im präsentischen Kontext gegeben. Historismus lag der ansonsten sehr geschichtsbewussten römischen Kultur fern – auch dann noch, wenn über Homer doziert wurde. Seine Epen wurden behandelt als wären sie eben erst aus der Schreibstube gekommen. Homer war im Übrigen die „Bibel“ der Antike, nach deren Charakteren sich die Menschen identifizierten und die Handlungsweisen der homerischen Helden bestimmten wesentlich das Ethos der Antike. Ähnlich dürfen wir uns auch die Auseinandersetzung der Bewegung mit allem vorstellen, was wir heute als „Erbe“ bezeichnen würden. Es ging stets um eine „Einverleibung“ des Erbes, auf das man stolz war, niemals aber um eine „Verehrung“ desselben.

Die Bewegung war nirgendwo massenhaft und strebte auch nie nach Massenanhang. Daher kannten sich die Mitarbeiter in einer Stadt von Person und pflegten untereinander intensiven Kontakt – was andere Kontakte niemals ausschloss. Zur Gemeinschaft gehörte, wer sich aus eigenem Entschluss zu ihr bekannte. Besondere Formalitäten waren nicht notwendig. Mit der Zeit wurde eine zunächst nur äußere Bindung enger, rückte das tägliche Einerlei aus der Lebensmitte derer, die eine andere Existenz kennen und lieben gelernt hatten. Diese Existenzweise führte wiederum dazu, dass Menschen auch im Alltag enger zusammen rückten. So entstanden in Ägypten in der Tradition der alten Priesterkollegien die ersten Konvente, aber sie entstanden nicht in Gallien. Von den Ägyptern kopierten dann die ägyptischen Christen ihre einsiedlerischen und mönchischen Institutionen. Von diesen ägyptischen Konventen nahm wiederum Mani Maß für seine Lebensgemeinschaften der „Electi“. Diese wurden ihrerseits für die römischen Zentren bedeutsam und wandelten deren Charakter. In Gallien jedoch gab es dergleichen noch lange nicht, als solche Lebensgemeinschaften im übrigen Reich längst an der Tagesordnung waren. Auch die priscillianische Variante der Bewegung hatte ja nicht über die Pyrenäen hinweg ausgestrahlt,

vielmehr hielt man in Gallien an der „Alltagstauglichkeit“ der Bewegung fest, wie sie Miriam verankert hatte.

Dies hatte einen wie ich finde leicht nachvollziehbaren Grund. Ein gemeinschaftliches Leben auf wie auch immer gearteter ideologischer Grundlage macht Regeln erforderlich, das bedeutet immer einen äußeren Zwang, der leicht zu einem inneren werden kann. Das Leben fließt nicht mehr in seinen natürlichen Bahnen. Das ist der Erkenntnis wie sie Miriam verstand, hinderlich. Es sperrt zudem Gruppen von anderen Gruppierungen ab und hindert Ideen, eine Gesellschaft zu durchdringen. Damit war in Beziehung zur den Intentionen der Bewegung genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie eigentlich wollte – nicht Abschließung von der Welt war ihr Ziel, sondern Durchdringung derselben mit einem Denken und Fühlen, das die bisherigen Parameter überflüssig machen sollte. Nicht mehr eine okkulten Mächten sich unterworfen glaubende Menschheit sollte die Erde bevölkern, sondern eine ihrer selbst bewusste Gattung intelligenten Leben sollte sich der Erde als eines Instrumentes zur Bewusstwerdung bedienen. Nicht Diener, sondern Bürger des ewigen Reiches sollten diese Menschen sein, nicht den „Göttern“ Opfer bringen, sondern auf gleicher Augenhöhe mit ihnen, die ja ihresgleichen sind, verkehren. Je natürlicher und ungezwungener eine solche Lehre an den Mann oder die Frau gebracht werden kann, umso besser für sie. Ein Konvent aber bedingt, auch unter den besten Voraussetzungen, Gezwungenheit, Gebundenheit an etwas, mit dem man und in das man nicht geboren wurde.

Erst in späterer Zeit erst und unter ganz anderen Umständen entschlossen sich die Schüler der Miriam doch, ein gemeinsames Leben zu führen – wenn auch nur für den Fall, dass es anders absolut nicht ging und erst nach langen Kämpfen. Länger als im übrigen römischen Reichsgebiet, das halten wir erst einmal fest, wurde in Gallien die alte Freiheit der „Chresten“ bewahrt. Erst als das Christentum allüberall begann, die Bewegung der Chresten zu unterdrücken, weil von allen geistigen Strömungen der Antike allein sie ihm vom Grund auf gefährlich werden konnte, sah man sich auch in Gallien genötigt, enger zusammen zu rücken und einander Schutz zu gewähren, wozu Konvente ja auch dienen konnten. Allerdings wurde das Konventwesen in der Bewegung Galliens nie vorherrschend; es blieb eine Lebensform unter anderen. Es haben immer mindestens ebenso viele „Perfecti“ ein Leben unter andern Menschen geführt, wie in den Häusern der „Katharer“ gewohnt haben und auch das Leben dort glich in nichts der Abgeschlossenheit der christlichen Klöster, sondern der katharische Konvent war und blieb „Zuflucht“ und „Basislager“ für ein weit gespanntes Handlungsgebiet, welches sich außerhalb desselben erstreckte.

Die dunklen Jahre waren, wie gesagt, nicht dunkel, wir wissen nur wenig über sie. Vieles von dem, was uns später im Katharertum begegnet, hat sich in dieser Zeit in aller Ruhe und Beschaulichkeit herausgebildet. Mitnichten kam es erst mit den bogomilischen Flüchtlingen ins Land. Die kamen vielmehr im zehnten Jahrhundert dorthin, weil es dieses Phänomen Bewegung in Gallien bereits gab und sie davon wussten, was besagt, dass die gallischen „Gnostiker“ keineswegs eine isolierte Existenz fristeten. Das folgende Kapitel wird aber vielleicht schlaglichtartig etwas Licht in das Dunkel werfen.

## Irenäus von Lyon



Lyon, damals Lugdunum genannt, ist eine große Stadt im mittleren Gallien und wenn ich groß sage, dann meine ich etwas, das sich europäischen Großstädten von heute vergleichen lässt – Städten also mit mehr als 200.000 Einwohnern. Von denen gab es etliche im römischen Reich und sie boten ihren Bewohnern alles, was auch die Metropolen bieten

konnten, nur in etwas bescheidenerem Rahmen. Es gab eine Verwaltung mit allen einschlägigen Ämtern, gepflasterte Straßen und Plätze, Warenhäuser, Hotels und Kneipen, Brunnen und Parks, Villen und Insulae, also Mietshausquartiere. Es gab öffentliche Schwimm- und Planschbäder, die Thermen, Theater und natürlich auch ein Amphitheater in dem regelmäßig en suite Revue gespielt wurde für jedermann. Es gab Sportanlagen, die meist mit den Thermen gekoppelt waren und diverse Auditorien, also private Räume für öffentliche Veranstaltungen intimeren Zuschnitts. Philosophen hielten ihre Akademien offen, Poeten versorgten die Buchverleger mit Nachschub, denn das städtische ViP - Publikum war Neuerungen stets aufgeschlossen. Dazu kamen alle Produkte eines reichsumgreifenden Buchhandels – man war in einer solchen Provinzstadt keineswegs von den Ereignissen im Reich abgeschnitten. Und selbstverständlich besaß die Stadt alle notwendigen Tempel und Versammlungshäuser für einschlägige Kulte und Mysterien. Man konnte also bequem leben und in den Manufakturen oder in den vielen Läden der Stadt fand man sogar sicherer ein Auskommen als im großartigen Rom, wenn man nicht ohnehin als Regierungsangestellter bei der Verwaltung beschäftigt war. Denn Lugdunum war Hauptstadt der Provinz Gallien. Hier arbeitet der Prokonsul, hier saßen das Amts- und das Landgericht, hier war der Befehlsstab für die in Gallien stationierten Legionen, Vermutlich waren es in dieser Zeit nicht allzu viele. Denn Gallien lag in den Jahren über die ich nun berichten möchte, bereits mitten im Römischen Reich, umschlossen von den Provinzen Britannia (jenseits des Ärmelkanals), Germania (mit dem Rhein im Osten), Helvetia (ungefähr die heutige Schweiz), Belgica (das Gebiet der nachmaligen Niederlande) und natürlich Hispania im Süden.

Lugdunum war im Jahre 43 vor unserer Zeitrechnung von Caesar auf den Grundmauern einer älteren keltischen Siedlung als Castrum, als ständiges Legionslager gegründet worden, wir würden heute Garnisonsstadt dazu sagen. Die meisten römi-

schen Städte im Norden waren so entstanden. Wie in allen so gegründeten Städten so war auch hier rasch römische Lebensart eingezogen: die Stadt ließ von ihren keltischen Wurzeln nichts mehr erkennen. Ihre Bevölkerung setzte sich zusammen aus Lateinern, von denen die meisten Nachkommen der in Gallien angesiedelten Veteranen waren, und aus alteingesessenen keltischen Familien, die aber zu der Zeit über die wir nun reden, nur noch selbst wussten, dass sie keltischer Abstammung waren – kulturell waren sie völlig romanisiert. Dann gab es noch jede Menge Sklaven, über deren ethnische Zugehörigkeit sich niemand den Kopf zerbrach und die als Freigelassene dann das ethnische Spektrum entsprechend bereicherten, sowie die – unvermeidlichen – Juden und in ihrem Schleppe die ebenso unvermeidlichen Christen.

Bereits sehr früh firmiert Lugdunum als christliches Zentrum, was aber insgesamt nicht viel bedeuten will, da die Christen damals im Spektrum der übrigen Religionen aufgingen. Wir wissen es nur, weil das Christentum später zu dominanter Bedeutung gelangte – zu der Zeit, in der wir uns nun befinden, hatte es dieselbe aber noch ganz und gar nicht. Auch eine Universität besaß Lugdunum zu dieser Zeit – wir befinden uns im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, genauer gesagt in dessen zweiter Hälfte – noch nicht.

In dieser Zeit kommt ein kleinasiatischer Grieche nach Lugdunum, um die dortige christliche Gemeinde zu leiten – hatten die denn keine eigenen Ressourcen, fragt man sich und man erkennt daran, dass sie eben wirklich keine hatten, ihre Bedeutungslosigkeit. Aber man erkennt auch, dass diese bedeutungslose Truppe wie alle anderen Bevölkerungsgruppen Anschluss an das logistische Netzwerk Rom hatte so wie heute auch eine Familie sich über diesen ganzen Kontinent verbreiten und trotz ihrer Bedeutungslosigkeit ein privates Netzwerk aufbauen kann. Setzt sich so einer also auf ein Linienschiff oder auf einen Frachter und kommt übers Meer via Marseille und dann auf dem Landweg auf guten Straßen und mit Reisekutsche, übrigens nicht aus Kleinasien, sondern aus Rom, hier an. Der Mann heißt Irenäus, der Friedliche, aber seine Ankunft wird in Lyon für Unfrieden sorgen, allerdings wer dabei an größere Störungen der öffentlichen Ordnung denkt, ist falsch beraten, aufs Ganze gesehen bewegt sich alles in den Größenordnungen einer Kneipenschlägerei oder eines Familienkonfliktes.

Der Mann hat eine gute Ausbildung als christlicher Theologe genossen und so wird er in Rom aus der christlichen Gemeinde abkommandiert um in Lugdunum Dienst zu tun. Eigentlich, um die Wahrheit zu gestehen, wird er weggelobt, denn Irenäus ist den Römern als Theologe viel zu anstrengend – es ist die Zeit, in der sie alle Hände voll damit zu tun haben, mit der gnostischen Schule nebenan gut auszukommen. Denn die christliche Truppe weiß, sie hätte in einem offenen Konflikt mit denen auf jeden Fall die schlechteren Karten, der Kaiser, Marcus Aurelius, sympathisiert offen mit den „Chresten“ und ist entsprechend schlecht auf Christen zu sprechen. Irenäus mit seinem „Schlagt sie tot, wo ihr sie trifft“ ist in Rom total deplaziert. Da kommt der Hilferuf aus Lugdunum, wo der bisherige Gemeindeleiter Pothinos abgängig ist, er hat sich mit den „Heiden“ zu kräftig angelegt und ist dafür nebst anderen Christen in die Arena geschickt worden, mehr als recht. In Rom ist Irenäus allerdings, wie

gesagt, unrecht, er engagiert sich viel zu sehr in der marcionitischen Kontroverse, dabei hat er selbst eine von der der römischen Christen abweichende Meinung darüber, was heilige Schrift sein soll und was nicht. Die Meinung der römischen Christen kennen wir aus dem später in Mailand gefundenen „Kanon Muratori“.

Irenäus ist ein christlicher Intellektueller, einer der ersten „Systematiker“ der christlichen Lehre. Was uns von ihm erhalten blieb sind aber weniger seine theologisch – dogmatischen Schriften, sondern seine apologetische Schrift gegen die Gnostiker. In Rom, wo man, unter den Augen des Kaisers und seiner Regierung, auf Deeskalation setzt, kann er mit seinem apologetischen Impetus nicht landen, soll er es doch in Lyon versuchen. Es wird bezweifelt ob er die dortige Gemeinde wirklich geleitet hat, aber dass er dort christliche Versammlungen geleitet hat, ist belegt. Denn die Chresten von Lyon setzen sich gegen diese offensiv zur Wehr. Sie versammeln sich vor dem Haus, in dem die Predigten des Irenäus stattfinden, und agitieren ihrerseits die Christen, die seine Versammlungen besuchen. Irenäus findet das, wie nicht anders zu erwarten, abscheulich, aber er kann nichts dagegen tun, da die Chresten den Hausfrieden nicht brechen – die Straße hingegen gehört allen. Was zeigt uns das: es gibt in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Chresten, also Gnostiker in Lyon. Es wird sie auch anderswo in dieser Region gegeben haben. Wir müssen weder auf Priscillian noch gar auf die Bogomilen warten – die Präsenz der Chresten in Gallien und zwar im Süden der Provinz ist damit nachgewiesen autochthon. Sie sind die Keimzelle des Katharismus, alles andere ist herbei gezerrte Propaganda, mit deren Hilfe man die Angelegenheit kleinreden will nach dem Muster: na ja, da war wohl mal was.. aber das funktioniert nicht. Denn nicht die Chresten scheitern, sondern Irenäus muss seine Agitation aufgeben – er flüchtet in die Gelehrtenstube und schreibt sein apologetisches Buch, tobt seine Wut auf die „Konkurrenz“ am Schreibtisch aus. Da er das gründlich tut, erhält die Phalanx der Gnosisforscher von ihm das bis zum Fund von Nag Hamadi beste enzyklopädische Werk über den Stand der Lehre von der Erkenntnis in dieser Zeit. Aber Fakt ist ebenso: es richtet nichts aus, die Bewegung existiert in Gallien ungehindert weiter.

Wie sie aussah ist hingegen aus des Irenäus Buch nicht unbedingt zu erschließen, denn Irenäus zieht wohl mehr eine Quintessenz aus allem, was ihm in dieser Zeit quer durch das Imperium begegnet, ist. Wir können es nur aus dem späteren Zustand schließen insofern als von Irenäus genannte Punkte mit Elementen des späteren Katharismus zusammen stimmen. Wir wissen aber eines und das ist gar nicht hoch genug zu bewerten: Irenäus wettet gegen den Gebrauch der Verborgenen Worte die er Judasevangelium nennt. Im vierten Jahrhundert ist ein Judasevangelium in Umlauf, das aber zu dieser Zeit noch gar nicht existiert und zudem dezidiert den christlichen Judas Ischarioth zum Autor haben will. Den hat es bekanntlich nie gegeben, hingegen einen Judas Thomas wohl, und dessen Zusammenstellung der Worte Jesu. Sie haben also zu dieser Zeit die Chresten in Gallien längst erreicht und sind dort wie überall sonst Basisschrift der Bewegung. Sie werden es bis zum Zusammenbruch der katharischen Bewegung bleiben. Das im Mittelalter an die Wand einer Spulga geschriebene **GTHS**, von dem Otto Rahn berichtet, gewinnt in der Zusammenschau mit dieser Erwähnung bedeutend an Glaubwürdigkeit, wenn man es nicht wie er als „Gethsemane“ sondern als „**G**nesie **T**homas Syzyge“ analog der

verstümmelten Anspielung im Philipperbrief liest. Sie waren – seit den Tagen der Miriam – immer hier.

Aber welche katharischen Elemente lassen sich aus seinen Schriften denn erschließen? Zuallererst wohl die Lehre vom „Demiurgen“ als dem „Schöpfer dieser Welt“ an der der Katharismus noch bis in die Tage seines Zusammenbruchs festhielt. Aber ansonsten muss sich Irenäus sagen lassen, dass er in manchen Dingen doch eher sehr mit der Bewegung geliebäugelt hat. Er hat nicht nur gegen sie gepredigt, sondern er hat auch zugehört. So ist die Information, dass Jesus alt geworden sein muss, wohl von ihnen gekommen und sogar in der Frage der Kreuzigung hat er Zugeständnisse zu machen versucht. In *seinem* Christentum, soll das sagen, bedeutete dieselbe bei weitem nicht so viel wie im Christentum des Paulus und er durfte sich dennoch als rechtgläubig betrachten. Hingegen ist seine Bewertung der Menschwerdung Gottes gegen die Bewegung gerichtet die noch späterhin Jesus als Lehrer des Gotteswortes, nicht aber als Gott in Menschengestalt ansieht. Hier ist das Verständnis für den einschlägigen Spruch aus den Verborgenen Worten augenscheinlich abhanden gekommen – man musste schließlich Jude sein, um die einschlägigen (dann allerdings auch eindeutigen) Anspielungen zu verstehen, Das waren die Katharer aber nun einmal nicht und ihre Vorgänger, also die Bewegung, auch nicht. Man kann daraus entnehmen – so ganz klar war in der Bewegung bereits damals alles nicht mehr und es wurde mit der Zeit unklarer – aber ihren „Thomas“ haben sie bis zuletzt hoch gehalten, selbst wenn sie nicht mehr alles darin verstanden. Wie auch immer: Irenäus ist „fette Beute“ wenn man der geheimen, weil verlorenen Geschichte der Katharer nachspürt.

## Byzanz, der Balkan und die Provence



Gehen wir nun, nachdem wir ihren Wahrheitsgehalt erkundet haben und wissen, dass die Wahrheit auf jeden Fall nach ihren Wünschen zurecht zu biegen streben, ins Reich der christlichen Hypothesen über die Herkunft der Katharer hinein. Denn ganz gelogen haben sie eben nicht, sie haben das Wahrhaftige nur passend zu machen versucht. Es **gab** bogomilische Einflüsse im Katharertum und es gab Einfluss aus Byzanz. Aber wie ist das dahin gekommen?

Die Einflüsse, ich sagte es bereits, sind dorthin gekommen, weil dort schon etwas war. Die Byzantiner und die Bogomilen vom Balkan sind nicht Hals über Kopf losge-

rannt, sondern wussten genau, wohin sie sich wandten. Unter allen wechselnden Machtkonstellationen nach dem Untergang Roms, vordem unter dem Druck der spätrömischen, christlich dominierten Antike hatte sich das, was da in Gallien lebte, stabil erhalten können. Keine Verfolgung hatte die Bewegung je erreicht. Sie lebte unter und mit den Menschen wie schon immer – ohne Aufhebens von ihrer Existenz zu machen. Sie passte sich veränderten Verhältnissen biegsam an wie schon immer. Die Leute von der Bewegung waren dem einfachen Volk nun, was ihm früher die Druiden und Barden gewesen – ein Halt in ungewisser Zeit und ein Licht an dunklen Orten. Sie lehrten Kinder, heilten und pflegten die Kranken und waren die Seelsorger in den großen und kleinen Nöten der Menschen, ab und an wohl auch die wohlthätigen Magier, aber davon können wir nur aufgrund unserer Kenntnis von der Bewegung ausgehen, wie sie heute dasteht, Belege haben wir dafür nicht. Vom Volk getragen überlebte die Bewegung Jahrhundert um Jahrhundert und neben ihr existierte mehr oder weniger ahnungslos das kirchliche Christentum, mit dem sie niemals konkurrierten. Untereinander pflegten die Mitarbeiter neben den Traditionen der Bewegung auch noch das antike Erbe – sie besaßen Bücher, die sonst verbrannt worden waren, sie lasen noch Griechisch und auch das Hebräische war für sie lesbar, denn sie hatten zwar etwas gegen den „demiurgischen“ Judengott, nichts aber gegen die Juden und, wie man sich denken kann, auch nichts gegen die Muslime, die damals bis weit in die Provence vordrangen. Also lernten sie auch Arabisch – Katalanisch konnten die meisten sowieso, da die Provence besonders am Rande der Pyrenäen eng mit dem Land hinter den Bergen verbunden war – auf jeden Fall enger als mit den so genannten Franken, die nominell Herren der Gegend waren. Zum Volk gehörten jetzt aber nicht nur die einfachen Leute, sondern auch die neuen Honoratioren der Gegend, die auf beiden Seiten des Gebirges aus den Geschlechtern der römischen Provinzialbeamten hervor gegangen waren, während die Franken zu den nördlichen und östlichen Stämmen gehörten, und für die Provinzialrömer Wilde aus den Tiefen des Urwalds waren. Auch für diese „Wilden“ aber gehörten die Leute von der Bewegung zur Heimat. also behandelten sie dieselben mit allem Respekt als Landsleute. Sie vertrauten ihnen ihre Kinder zur Erziehung an, sie schickten nach ihnen, wenn sie krank wurden oder Sorgen hatten, sie hielten sie bei sich als ständige Berater und gegebenenfalls auch Schiedsrichter in Streitfällen – dies umso öfter als sie sich leider davon überzeugen mussten, dass die christlichen Protagonisten zwar um ein Vielfaches hochnäsiger und selbstgerechter auftraten, aber ihr Fähigkeiten im umgekehrten Verhältnis zu ihren Ansprüchen standen. Die Priester meinten wohl, dass sie für ihre Vorzugsstellung selber nichts mehr tun müssten, da der bloße Titel eines Klerikers bereits alle Fähigkeiten verbürge.

Was diese Kleriker taten wissen wir recht gut. Sie verwalteten recht und schlecht ihre Liegenschaften mit den Kirchen und trieben den Zehnten ein, der ihnen zwar zustand, um den es aber stets Streit gab, denn sie taten nichts, sich denselben auch zu verdienen, sie kassierten nur ab. Wenn es dabei Schwierigkeiten gab, forderten sie die Honoratioren auf, um Gotteslohn Handlangerdienste zu leisten. Ansonsten gingen sie mit ihren Liegenschaften wie mit Privatbesitz um, verkauften und vererbten ihn und schlugen ihn zum Heiratsgut ihrer Kinder, denn sie waren sämtlich verheiratet und hatten Familie und der älteste Sohn erbte die Priesterschaft seines Vaters ob er nun Latein konnte oder nicht. Die jüngeren Söhne steckte man ins Kloster, die

Töchter wurden nach Möglichkeit an anderes Kirchengut verheiratet oder ebenfalls zur Versorgung ins Kloster gesteckt. Es entstanden Priesterdynastien in den Orten und jede davon hatte ihr Familienkloster, das ihr zwar nicht gehörte, aber von ihr bevorzugt wurde.

Nun gehörten Kirchen und Klöster aber nicht etwa Rom und auch nicht dem fernen König der Franken, er mochte nun Merowinger oder Karolinger sein, sondern dem Honoratioren der sie gestiftet und erbaut hatte. Die dort lebenden Kleriker hatten also das Maul zu halten und sich zu fügen, aber sie fügten sich ganz und gar nicht, sondern waren Gierschlunde, die alleweil die Hände hinhielten. Das passte den Honoratioren natürlich nicht, die eigene Töchter und Söhne zu versorgen hatten, die nicht mit lausigen Priestersippen zusammen gesperrt leben sollten und vor allem sahen die Honoratioren nicht ein, warum sie auf ihrem eigenen Grund und Boden noch für die Unterbringung dieser fremden Mönche und Nonnen zinsen sollten. Die sollten sich doch freuen, dass sie ein Unterkommen gefunden hatten und dankbar sein. So entstand aus tausend Kleinigkeiten die verbürgte Ablehnung des christlichen Klerus durch den provençalischen Adel, der ganz ohne Zutun der Bewegung entstanden war. Die Honoratioren wandten sich stattdessen je länger je mehr der „Bewegung“ zu. Man muss sagen, dass die solche Zuwendung nie missbraucht hat, um nun ihrerseits Machtpositionen zu ergattern, sondern stets und immer begehrte sie nur das Notwendige: ein Dach über dem Kopf, etwas zu essen, etwas sich zu kleiden – das genügte. Wenn es anging, versorgten die Mitarbeiter der Bewegung sich durch ihrer Hände Arbeit. Übrigens hielten sie den Adel nie davon ab, seiner Pflichten gegen die christliche Religion zu genügen, zur Beichte, zur Messe zu gehen und den Segen des Priesters zu Ehe und Begräbnis zu empfangen, sie hatten nichts dagegen einzuwenden, wenn Kinder getauft und gefirmt wurden. Es war dies alles nicht ihre Welt, aber sie besaßen genug gesunden Realismus um zu ermessen, was diese Welt für das tägliche Leben der Anderen bedeutete.



Dieses tägliche Leben war für die Menschen in der Provence allerdings anders geartet als zum Beispiel für die Menschen östlich des Rheins oder bereits nördlich der Loire. Die Provence war eine Kulturlandschaft, in der die bearbeiteten Flächen überwogen, in der die Siedlungsdichte seit den Tagen der Römer beträchtlich war. Weidewirtschaft und Ackerbau wurden intensiv betrieben, dazu kam ein ausgedehnter Weinbau und

die Fischerei wurde, zumeist als Binnenfischerei, überall betrieben, wo Wasser das möglich machte. Fisch und alles was aus dem Wasser kam, war das Fleisch des Kleinen Mannes. Dazu kamen Handwerksbetriebe, die alle möglichen Rohstoffe verarbeiteten und die sich keineswegs nur in den Städten finden ließen. Einen Schmied, einen Töpfer und – einen Köhler gab es in jedem größeren Dorf, auch einen Müller und auch immer öfter einen Bäcker, denn dadurch wurde die Gefahr von Brandkatastrophen eingedämmt. Man bedenke: statt vieler Backöfen wurde nur noch einer betrieben und das von Leuten, die nichts anderes zu tun hatten als auf diesen zu ach-

ten. Sicher – gegen die Kultur, welche in der Landschaft geherrscht hatte, als die Römer noch da waren, bedeutete die Kultur der Provence einen Rückschritt, im Vergleich mit den nördlicheren oder östlicheren Gebieten, die ehemals zum Imperium gehörten, hatte sie aber weitaus die wenigsten Einbußen erlitten. Daran hatten, und das ist nur wenigen bekannt, die Guten Menschen, wie sie sich in Assoziation an das „Sanftmütig“ der Römerzeit nun nannten, gemessenen Anteil. Wie das geschehen konnte? Nun, die Guten Menschen hatten in ihren Konventen, die ja aus den alten unzerstörten Zentren hervorgegangen waren, das ökonomische und ökologische Wissen der Römerzeit bewahrt. Sie sorgten dafür, dass es angewendet wurde. Da sie dem Landmann ebenso unentbehrlich waren wie dem Territorialherren war dieser Einfluss omnipräsent. Sie stellten ihr Wissen jedem zur Verfügung der sie bat. Ungebetenen Rat erteilten sie nicht. Aber wer ihren Rat nicht suchte, trug die Folgen seiner Ignoranz – er trug sie meist nicht lange. Uneigennützig verfuhr die Bonshommes dabei nicht. Was sie an Rat gaben, kehrte in Gestalt qualitativvoller Produkte zu ihnen zurück. Zudem – zufriedene und satte Menschen sind aufgeschlossene Menschen, die Sorgen, welche uns nicht drücken, machen uns Kopf und Herz frei für wichtigere Dinge. Das wussten die Guten Menschen und handelten entsprechend – immer, dies zu bemerken, hatte Erkenntnis also einen förderlichen Einfluss auf das gesellschaftliche Leben und da sich die Bewegung in der Provence weitgehend frei entfalten konnte, kam dieser Einfluss unter der Hand kräftig zum Tragen.

Man sagt, die Verhältnisse in der Provence wären schwierig gewesen. Politisch betrachtet waren sie das auch, denn im Süden Frankreichs herrschte praktisch Anarchie, respektive die mögliche zentrale Verwaltung, seit dem Jahre 825 in den Händen der fränkischen Könige, lag so weit ab vom Geschehen, dass sie eigentlich keine war. Das Alltagsgeschäft lag in den Händen weniger Adelsgeschlechter, die einst aus der provinziellen römischen Nobilität hervorgegangen waren. Diese Adelsgeschlechter wiederum orientierten sich an den Herren von Arles, die ihrerseits in eine provençalische und eine katalanische Linie sich spalteten, deren eine in Barcelona, deren andere in Toulouse residierte. Aus dieser Konstellation resultiert, wenn die politischen Interessen der provençalischen Geschlechter sich mehr nach Spanien als nach dem Norden richteten – man blieb eben gerne unter sich. Aber die Grafen von Provence wie sie sich nannten, waren weder Könige noch strebten sie diesen Rang, anders als ihre westlichen Nachbarn, die Aquitanier, jemals an.

Horchen wir noch ein wenig in ihre Geschichte hinein. Sie beginnt im Jahre 754 mit Wilhelm von Aquitanien, der bis zum Jahre 804, also ein halbes Jahrhundert lang, regierender Graf von Toulouse war. In diesem Jahr starb er nicht etwa, sondern er ging ins Kloster (nicht etwa in einen katharischen Konvent) und als Sohn des Theoderich von Autun und der Aldana, einer Tochter des Karl Martell, des Vaters Karls des Großen, war er einer von dessen Cousins ersten Grades. Als solcher war er Erzieher von Karls Sohn und übrig gebliebenem Erben Ludwig (dem Frommen). Bis hierher also nimmt die Geschichte der Grafen von Toulouse eine ordentliche rechtgläubig christliche Entwicklung. Auch sein Nachfolger Bego lässt noch keine verdächtigen Unregelmäßigkeiten erkennen. Im Gegenteil, als Berater Ludwigs des Frommen ist seine streng katholische Haltung wohl verbürgt, denn dieser Ludwig war ein bigotter Frömmeler.

Wirklich los geht es mit Bernhard de Septimaine, dem Sohn des aquitanischen Wilhelm und einem Patenkind Kaiser Karls und Grafen von Barcelona. Von ihm schreiben sich die Grafen von Razes her, die ebenfalls zu den großen Geschlechtern der Provence gehörten. Er war auch der erste Graf von Carcassonne, einer Stadt, die in der Bewegung eine außerordentliche Rolle spielen sollte. Er besaß Narbonne und Beziers, Nîmes und andere Städte und Landstriche zu eigen, nicht etwa zu Lehen, wie die fränkischen Adligen sonst. Dass er in Spanien auch noch Barcelona und Girona beherrschte, bemerken wir nur nebenher, aber es ist dennoch wichtig, weil auf diese Weise die beiden Enden der Bewegung, das gallische und das spanische, zwanglos zusammen kommen konnten. Die Pyrenäen bildeten keine Schranke mehr, sondern waren eine Brücke, über die hinweg man Handel und Wandel mit den maurischen Emiraten und Sultanaten trieb und zum Handel gehört nicht nur der Austausch von Waren. Davon, dass die Tolosaner sich den Muslimen gegenüber ablehnend verhalten hätten, verlautet nichts – nur deren territoriale Begehrlichkeiten wiesen sie mit Energie ab. Im Jahre 829, und dies mag von da an als Indiz für seine wirkliche Überzeugung gelten, nahm Karls Sohn Ludwig, jener Frömmeler, ausgerechnet den Bernhard als Kämmerer in Dienst – ein Schritt, den er bald bereute, denn Bernhard machte sich, anders als sein Vetter Bego, schnell Feinde an dem frommen Hof. Er wartete nicht ab, bis das Fass überlief, sondern kehrte aus eigenem Entschluss in die heimatische Provence zurück. Manche sagen, er habe im Konkubinat mit der Kaiserin Judith gelebt, aber das ist wohl nur ein Gerücht, das eine andere Wahrheit verschleiern soll: Bernhard war nicht rechtgläubig und machte aus seiner Kritik an Christentum und Kirche kein Hehl und das an einem solchen Kaiserhof wie dem von Ludwig, an dem Pfaffen alles, aber auch alles zu sagen hatten. Eine Inquisition gab es noch nicht, man kehrte die Angelegenheit unter den Teppich und hütete sich, dem Verwandten des karolingischen Hauses auch nur ein Haar zu krümmen, gleichwohl wird man ihn wohl erleichtert haben ziehen lassen, denn für einen Credens muss er beachtlich gut geschult gewesen sein.

Halten wir es hier fest: die Grafen von Toulouse waren bis zur Vernichtung ihres Geschlechts durch Ludwig VIII von Frankreich keine Katharer. Aber sie waren Credentes, engagierte Sympathisanten, die an den Brotbrechungen und den Vorträgen der Katharer teilnahmen, den Consolamenten beiwohnten und ihren „Hauskatharer“ stets bei sich hatten, damit er ihnen im Falle des Falles nahe sei und sie bis dahin mit Rat begleite. Mit Sicherheit hatte der Hauskatharer der Tolosaner Grafen mehr zu sagen als deren Hauskaplan, der gleichwohl die



Kinder taufte und dem Sterbenden seine Sakramente gab – natürlich bevor der Hauskatharer ihnen dann das Consolamentum erteilte. Auch zur Kommunion werden sie gegangen sein, denn die Katharer lehrten keinen offenen Widerstand gegen Christen, sondern setzten auf die Kraft des Vorbildes. Sie waren die besseren Seelsorger, die besseren Prediger und die billigeren zudem auch, denn während man den Mönchen und Nonnen Klöster bauen musste, nahmen die Katharer mit dem Vorlieb was man zu geben imstande war, sie nahmen für einen neuen Konvent auch ein altes Haus oder ein feuchtes Schloss an, das man sonst hätte aufgeben müssen. Kirchen benötigten sie nicht, auch keine besonderen Wohnstätten. Sicher bauten die To-



losaner Grafen und die Herren in ihrem Umfeld auch Klöster und Kirchen, sogar sehr schöne Kirchen und Klöster, aber das war nur Konvention. Raimund VII ließ doch die Inquisition auf seinem Gebiet zu? Seine klerikalen Zeitgenossen haben wohl richtig eingeschätzt, welcher Wert dem in Sachen Rechtgläubigkeit beizumessen war, als sie ihn dennoch in den Kirchenbann taten. Das waren Formalien, mit denen er seine Katharer eher zu

schützen, denn zu schädigen trachtete, in der Hoffnung, dass diese Inquisition nicht besonders erfolgreich sein werde – er sollte sich getäuscht sehen, denn diese Herren hatten keineswegs vor, in der Provence billig und rechtens zu verfahren. Er beging hier einen ähnlichen Fehler, wie nach ihm Henri IV als er die Jesuiten in seinem Königreich zuließ – die zuletzt für seine Ermordung verantwortlich waren, denn sie standen mit Maria von Medici darüber im Einverständnis und bestärkten sie in ihren Plänen den König umzubringen sobald sie nur die Regentschaft hatte und so die Gefahr des großen Krieges gegen das Heilige Römische Reich abzuwenden, den Henri vorhatte und für den das Heilige Römische Reich so gar nicht vorbereitet war. Wie diesen König, so kostete auch Raimund sein Bestreben, die Wogen zu glätten, Frieden im eigenen Haus zu halten, letztenendes Kopf und Leben – obgleich dieses Leben nicht gewaltsam endete, sondern machtlos und mundtot.



Aber da wir uns im neunten Jahrhundert befinden, sehen wir diese Weiterungen noch nicht, sondern erleben ein Herrschergeschlecht, das ohne Herrscherwürde auskommt. Sicher – in den Adern der Übrigen pulste kein königliches oder gar kaiserliches Blut, aber war es, ehe Karl zu diesen Würden gelangte, denn in den seinigen geflossen? Daher hätte jeder Adelige in der Provence den Tolosanern die Macht streitig machen können – aber bis auf

den Usurpator Humfried, einen Fremden, tat es niemand. Obwohl alles nach immerwährender Fehde aussah, gab es in jenen vierhundert Jahren der Grafen von Toulouse keine einzige, weder in ihrer Stadt Carcassonne noch in Toulouse oder einer der anderen Römer- und Keltentstädte. Vielmehr entwickelte sich die ehemalige Gallia Narbonensis, nachdem die Jahre der Isolation vorüber waren, zu einer neuer-

lich blühenden Landschaft und das nicht nur des Ansehens wegen, sondern von ihnen heraus. Ein selbstbewusstes Bürgertum entstand, das den Stolz der Adelsherren zügelte, Nonnen und Mönche lebten unbehelligt in einem Land, das ihres Glaubens längst nicht mehr war, Kleriker trieben ihr mehr oder weniger abenteuerliches Leben und vererbten ihren Besitz, die Kirchen, an ihre Söhne. Das war bis die Päpste zu ihren großen Reformwerken schritten, über Jahrhunderte die Regel und niemand nahm daran Anstoß, auch nicht die Bewegung. Freilich nannten sie auch das Kind beim Namen und ließen es an Respekt vor der Kirche durchaus fehlen, und das nicht erst seit sie ins Rampenlicht der Geschichte traten. Die Kirche war für sie ein magischer Verein, ähnlich den germanischen Schamanenklubs oder den keltischen Vatenverbänden der alten Zeit. Die Vaten nämlich waren die professionellen „Zauberer“ der Kelten und rangierten etliche Striche unter den Druiden als den Kulturträgern des Volkes. Sie waren zuständig für private Angelegenheiten, für Vorhersagen, für privaten Zauber, für das Amulettwesen – und genau dasselbe Gebiet bearbeiteten die christlichen Priester. Sie verteilten magische Formeln, lasen Messen für diese und jene Angelegenheit und betrachteten ihr Tun auch selbst als magisches Ritual, sie verteilten Hostien als Amulette und für Zauberzwecke, geweihtes Wasser und geweihte Kerzen, sie beschworen bei ihrem Gott und seinen Heiligen alles, was sich evozieren ließ. Hingegen der Mann oder die Frau der Bewegung hätte sich gegen solchen Dienst an und mit Materie strengstens verwahrt. Die Guten Menschen konnten keine Magie, sie praktizierten keine religiösen Rituale, ihr einziges Ritual war rein gesellschaftlicher Natur. Erst nach und nach schlichen sich religiös rituelle Bestandteile ins katharische Leben hinein, zum einen kamen sie aus der Masse der Sympathisanten, die doch auch etwas sehen wollten, zum andern aber kamen sie aus fremder Tradition des Ostens.

Dort nahm die Bewegung eine andere Richtung als im Westen. Während sie in Spanien und Gallien und auch in Nordafrika und, anfangs wenigstens, in Italien eine intellektuelle und philosophische Ausrichtung besaß, nahm sie im griechisch geprägten Osten des Reiches eine spekulativ religiöse Gestalt an. Sie wurde dort zu einer Mischung aus antiker Philosophie, zu der auch immer die Metaphysik gehörte, und der zuweilen bizarren Frömmigkeit der Privatreligionen mit ihrer ausufernden Ritualistik. Von den Kirchenvätern hören wir Erschreckendes über die Rituale der Gnostiker, sie sollen Menschenopfer gebracht und Gruppensex propagiert haben. Nun, selbst wenn das nicht stimmt, bleibt noch die Tatsache, dass sie Gebete kannten und Göttergestalten verehrt haben. Denn davon reden nicht die Kirchenväter, davon reden sie selbst. Je später ihre „Jenseitsführer“ werden, umso klarer wird der Umstand, dass „Archonten“ und „Sphären“ an die Stelle der antiken Götter getreten sind und teilweise sogar deren Namen übernommen haben: dies gilt vor allem im syrischen Raum. Zwar sind sie dem einen unbeschreiblichen Gott untergeordnet, aber das waren die Olympier zum Beispiel auch ohne dass der Charakter ihrer Göttlichkeit derhalben eingeschränkt gewesen wäre. Hier also, im Bereich Griechenlands, Kleinasiens und Syriens kann man guten Gewissens davon sprechen, dass die „Gnosis“ eine spätantike Religion gewesen wäre – sie hatte sich zweifellos in diese Richtung entwickelt. Wer die beiden Bücher Jeû zum Beispiel sich zu Gemüte führt, der wird alles entdecken, was zur Ausführung von Ritualen notwendig und wünschenswert ist.



In dieser Gestalt ging die Gnosis dort in die Herrschaft des Christentums über. Daher hatten die griechischen Christen es leicht, die Gnosis als „Afterreligion“ zu verfolgen – lieferte sie ihnen nicht selbst durch ihre Bizarrien den allerbesten aller Gründe? Kurzum, von der Errichtung einer geschlossenen Kulturlandschaft wie im Süden Frankreichs konnte im byzantinischen Reich keine Rede sein – die Gnosis war genötigt, wollte sie überleben, sich im Untergrund heimisch zu machen oder in entlegene Gebiete zu verziehen. Es spricht für sie, dass sie überleben wollte. Irgendetwas muss noch von ihrer alten Anziehungskraft vorhanden gewesen sein und wenn es nur die blanken magischen Fertigkeiten gewesen sein mögen, die auch heute noch verbreitet ein Faszinosum

der Gnosis darstellen und daher von den allermeisten modernen Gnostizismen auch prononciert angepriesen werden.

Lange Jahrhunderte konnte die Gnosis dennoch auch in Byzanz unbehelligt ihre Netze spinnen, aber als sie ihre Fühler im zehnten Jahrhundert nach Byzanz, der Stadt selbst, ausstreckte, wurde ihr das zum Verhängnis. Sie hatte es im Vertrauen darauf getan, dass eine Spielart der Gnosis im benachbarten bulgarischen Kaiserreich inzwischen zur Staatsreligion – das ist ernsthaft so gemeint – avanciert war. Aber das bulgarische Kaiserreich unterlag den byzantinischen militärischen und politischen Ressourcen und die orthodoxe Kirche zog mordend und brennend in den Nachbarstaat ein, so sie wie überall ihr Ausrottungswerk verrichtete. Waren die kleinasiatischen Paulikianer bereits im Zusammenhang mit der ikonoklastischen Bewegung, ein Jahrhundert früher, aufgerieben worden, so kam die Reihe nun an die Bogomilen, die im nordwestlichen Grenzgebiet, aber auch in Byzanz selbst operierten. Ehe wir über ihre Geschichte weiter zu unseren Katharern schreiten, sollten wir vielleicht einige Worte über sie verlieren, denn über ihre Eigenart kursieren seltsame Gerüchte, die gar nicht oft genug kritisch hinterfragt werden können.



Bogomil heißt auf slawisch beinahe ubiquitär „Gottesfreund“ , das heißt, ob wir eine bulgarische, westslawische oder ukrainische Wurzel haben, die Wortbedeutungen gleichen sich. Auf Griechisch heißt der parallele Ausdruck Theophilos und ist als solcher aus der griechischen Namensgebung der Spätzeit bestens bekannt. Als Theophil hielt er im Barock dann seinen

Einzug in die deutschen Namenslisten.

Nun gab es in der Antike den Brauch, der vor allem von den jeweiligen Kontrahenten einer Richtung gepflegt wurde, Strömungen und Lehren nach dem Namen ihrer vermeintlichen oder tatsächlichen Stifter zu benennen. Was lag da näher als dass ein christlicher Mönch die ihm bekannt gewordene Strömung der „Gottesfreunde“ schlicht auf einen „Bogomil“ orientierte und was lag dann noch näher, als dass diese

Weisheit, weil sie ja eine alte ist, von diversen Religionsgelehrten kritiklos abgeschrieben wurde? Zu fragen, was am Alten richtig ist, verbietet sich beim Thema Gnosis und paralleler Entwicklungen anscheinend von selbst. Jedenfalls können wir davon ausgehen, dass es vorgeannten Bogomil niemals gegeben hat, so wie es auch keinen Katharus oder keinen Gnostikus uns auch keinen Stoikus und keinen Peripathetikus gegeben hat. Sondern es gab die Gesellschaft der Theophiloi wie es die der Therapeuten, die der Stoiker und Peripathetiker, der Eleaten, der Chresten und eben der genannten Bonshommes gegeben hat, die sich eben nicht Katharer nannten. Gnostiker hat es in der Antike überhaupt nicht gegeben, sie waren, wie besagte Bogomilen, Kopfgeburten, einmal der christlichen Theologen, zum andern eines byzantinischen Mönches. Man beachte die Parallelen.

Besagte Gottesfreunde bildeten in Byzanz einen der vielen Zirkel, in denen die Lehre der Chresten unter verschiedenen Etiketten befolgt wurde. Dabei war unter Byzanz auch der hauptstädtische Raum zu verstehen. Im Zusammenhang mit der ikonoklastischen Bewegung wagten sie sich, wie auch die ihnen geistig verwandten Paulikianer, deren wahren Namen wir noch nicht einmal mehr kennen, ein wenig mehr vor – was ihnen als die Ikonoklasten unterlagen, entsprechend auf die Füße fiel. Sie verbargen sich wieder, und zogen nun zum größten Teil – wenn auch nicht alle – aus der Hauptstadt und deren Umkreis aus in ein Gebiet, in dem sie schon seit alters heimisch gewesen waren: den Nordwesten Griechenlands, wo sie auf die Bulgaren trafen die sie als ideologische Gegner des mächtigen Byzanz willkommen hießen und – vereinnahmten. Die Bulgaren ihrerseits aber wurden endlich von Byzanz vereinnahmt, das Reich von Tarnovo zerfiel und was davon übrig blieb nahm den christlichen Glauben der Byzantiner an. Die „Bogomilen“ sahen sich einer ausgedehnten Verfolgung ausgesetzt, die nun auch politisch motiviert wurde. Ihre Siedlungen wurden ausfindig gemacht und zerstört, die Bewohner massakriert und auch in Byzanz selbst rauchten die Scheiterhaufen – für die Hauptstadt des Rhomäerreiches ein ungewohntes Bild.

In Reaktion auf diese Vorfälle setzte eine gewaltige Flucht ein – eigentlich eine Massenpanik, denn die meisten wussten nicht, wohin sich wenden. Unzählige werden auf dieser Flucht verloren gegangen sein, erschlagen, verhungert, von Naturgewalten und Krankheiten bezwungen, von wilden Tieren angefallen und was eine solche Reise noch an Fährlichkeiten bieten mag. Die sich gerettet glaubten, standen vor neuen Problemen, denn sich nach Sizilien, das lange byzantinisch gewesen war und wo viele Menschen Griechisch sprachen, durchzuschlagen war vergleichsweise nicht schwer, auch nicht nach Ostitalien ins Exarchat Ravenna zu gelangen und von dort in die Lombardei – aber überall, stellten sie fest, waren die Verhältnisse wie in Byzanz, wenn nicht noch restriktiver. Die Bosnier blieben am Ort und traten später dem Islam bei – vom Christentum hatten sie ein für allemal genug, aber für unsre Geschichte ist das unerheblich. Nicht unerheblich ist die Tatsache, dass Griechen in der Provence auftauchten. Man nahm sie freundlich auf wie alle Fremden – aber sobald sie zur Ruhe gekommen waren, zeigte sich, dass sie ein zänkisches Geschlecht waren, das sich ungern in gegebene Strukturen fand und dem die Bewegung hier, viel zu abgehoben, viel zu „intellektuell“ war. Und hier, an diesem Punkt, an dem sich Ori-

ent und Okzident treffen, beginnt die eigentliche Geschichte der eigentlichen Katharer, wird aus der Bewegung die „Kirche“.

Alles beginnt mit Niketas? Nein, sondern alles endet mit ihm und dem Konzil von St. Felix de Caraman. Voraufgegangen war eine handfeste Kontroverse, die an den Grundfesten der Bewegung rüttelte und Lösungen erzwang. Es ging um nicht weniger als den künftigen Lauf der Welt und da die Bewegung sich als der irdische Repräsentant kosmischer Vorgänge ansah, hatte die Kontroverse eine überhaupt nicht zu überschätzende Bedeutung. Hier saßen ja nicht Hinz und Kunz zu Gerichte über des Kaisers Bart, sondern hier entschieden befugte Wesen in Vollmacht darüber, wie sie sich den weiteren Lauf der Dinge vorstellen sollten. Das wird von Kirchengeschichtlern aller Konfessionen meist verkannt, wie sie auch die gesamte Bewegung verkennen. Hier ging es nicht um Theorien – sondern um Dinge, an denen jeder ganz konkret Anteil nahm.

Was beide Zweige, den östlichen wie den westlichen, einte, ist bald aufgezählt. Vor allem war es die gemeinsame Opposition zur christlichen Kirche, mochte sie nun byzantinisch oder römisch orientiert sein. Aber die bogomilische Fraktion besaß aus ihrer religiösen Tradition eine eigene klerikale Hierarchie und kultische Veranstaltungen, was den Provençalen durchaus abging, die rein spirituell - individualistisch orientiert waren und Zusammenschlüsse nur als praktische Erleichterung, nicht als besondere Form kirchlicher Existenz kannten. Gemeinsam war beiden die Hochschätzung der Frau – aber während sie in der Bewegung total war, das heißt, auch nach außen sichtbar, beschränkte sie sich bei den Bogomilen auf eine interne Gleichstellung in Forschung und Lehre – ihre Frauen hielten keine öffentlichen Vorträge und exponierten sich auch nicht bei den Initiationsfeiern. Während die Frauen der Bewegung in den Konventen wohnen konnten, wobei sie keineswegs immer unter Obhut und Aufsicht einer „Meisterin“ standen, aber beileibe nicht mussten, waren die Frauen der Bogomilen zum konventualen Leben unter Aufsicht einer Oberin verpflichtet. Während die Vortragstätigkeit der Bewegung alle Lebensbereiche umfasste, beschränkten sich die Predigten der Bogomilen auf „geistliche Erbauung“ als da heißen soll: sie hielten ihren Schäfchen Moralpredigten. Mit dem Schreiben von Büchern verhielt es sich entsprechend – während die Bewegung sich auch zu rechtlichen, kulturellen und philosophischen Themen äußerte und eine ausgedehnte Gesellschaftsdiskussion betrieb, befassten die Bogomilen sich fast ausschließlich mit geistig spekulativen Themen. Während die Schüler und Lehrer der Bewegung den Dingen des alltäglichen Lebens eher untergeordnete Bedeutung beimaßen, konzentrierten die eingewanderten Bogomilen ihr Interesse geradezu auf eine möglichst asketische Lebensführung, die noch über die Kargheit des mittelalterlichen Alltags hinaus ging. Während die Anhänger der Bewegung sich kleideten wie es ihren Möglichkeiten entsprach, trugen die Bogomilen eine Art Ordenstracht, die sie den byzantinischen Mönchen – und Nonnen – abgeschaut hatten. Während die Bewegung die Welt, so kann man es vielleicht auf einen Nenner bringen, mit Erkenntnis zu durchdringen strebte, zielten die Bogomilen darauf ab, sich möglichst weit von der Welt abzusondern und für sich zu leben. Sie sahen sich nicht wie die Bewegung als Sauerteig im Brot und Licht der Welt, auch nicht als die Stadt auf dem Berge an, sondern infolge ihres seit Jahrhunderten verinnerlichten schroffen Dualismus als in dieser

Welt Unbehauste, von einem bösen Gott, dem Demiurgen, Verfolgte, die ängstlich jeden Kontakt zu dessen Werk, der Materie, zu meiden strebten und nach Möglichkeit nur miteinander Umgang pflegten. Den Umgang mit der „Welt“ hingegen suchten sie auf ein Minimum zu beschränken – gerade so viel ließen sie zu, dass sie ihren kärglichen Lebensunterhalt bestreiten und Proselyten machen konnten, denn daran war ihnen vor allem gelegen: so viele Seelen als möglich aus dem finsternen Reich des Demiurgen zu bergen und heim ins Licht zu führen.

Aufgrund dieses missionarischen Ansatzes – den die Bewegung der Miriam nicht im Mindesten teilte – erregten die „Griechen“ die sich übrigens als Erste „Kazzaroi“ = Reine nannten (griechisch καθαροί wobei das θ im Mittel- und Neugriechischen wie ein englisches th ausgesprochen wurde und wird, so entstand das deutsche „Ketzer“) natürlich nicht nur das Missfallen der kirchlichen Kreise, sondern auch das der Bewegung. Denn sie brachten, so ihre Meinung, die Bewegung durch jammernde Muckerei in Misskredit. Auch die Bewegung erkannte die Existenz eines „Weltengottes“ an, aber ihre Auffassung von demselben unterschied sich elementar von der Auffassung der Griechen. Laut ihrer Lehre war dieser Weltengott ein legitimer Abkömmling des großen, umfassenden Gottes und mit der Verwaltung der Materie betraut worden solange diese existieren mochte. Im Falle sie nicht mehr benötigt werde, würde dieser Weltengott zu seinem Ursprung zurückkehren und dort ein Wesen gleich allen anderen sein. Elementare Bosheit wäre, so die Bewegung, ihm fremd, allenfalls sprächen sich in der Unvollkommenheit der materiellen Prozesse einerseits die gegebenen Mängel des Materials selbst, zum andern aber auch die mangelhafte Einsicht des Weltengottes in die universalen Prozesse aus. Einig waren Bewegung und Bogomilen sich darin, dass dieser Weltengott im christlichen Gott zu sehen wäre. Während also die Bewegung im Erbe der Miriam in prozessualen Vorgängen dachte, wurzelten die Bogomilen in einem ganz ungnostischen Entweder – Oder – Dualismus, der der menschlichen Seele eine Entscheidung abverlangte, die sie willentlich zu treffen aber aufgrund des ihr innewohnenden Lichtfunkens imstande war. Auf ihre Situation aufmerksam gemacht, „gerufen“, konnte sie ihre Gefangenschaft erkennen und besaß die Kraft, sich aus derselben zu befreien – was alles für die Bewegung, da sie die Welt, wie sie war, akzeptierte, überhaupt keine Rolle spielte.

Die Kirche fühlte sich durch das aggressive Gebaren der Bogomilen herausgefordert und da ihre Würdenträger nicht zu unterscheiden imstande waren ob sie es mit einer bogomilischen oder einer „miriamitischen“ Idee zu tun hatten, wandten sie sich ebenso aggressiv wie sie angegriffen wurden, gegen alles insgesamt. Die Zentren der Bewegung, vordem oft geduldet, wenn nicht aufgrund ihrer wissenschaftlichen Kompetenz sogar mit Sympathie betrachtet, wurden plötzlich zu Vorhöfen der Hölle und die Gelehrten und Seelsorger der Bewegung zu Helfershelfern Satans, was die sich wie man sich denken kann, nicht widerspruchslos gefallen ließen. Sie befanden sich auf einmal und fast über Nacht in einem erbitterten Zweifrontenkrieg, an dem sie nicht die geringste Schuld trugen. Einmal war da die aufgebrachte Kirche, mit der sie sich normalerweise weder angelegt hätten noch irgendeine Notwendigkeit gesehen, sich auch nur mit ihr zu befassen – auf der andern Seite standen die Bogomilen, Geistesverwandte zwar, aber derart „denaturiert“ dass man zu einer Entscheidung kommen musste, wollte man nicht ferner durch sie in Misskredit geraten. St. Felix de

Caraman ist nicht der Beginn, sondern das Ende der Kontroverse – und es bezeichnet die Niederlage der Bewegung vor dem Fanatismus der Bogomilen. Nur noch insgeheim durften die „Miriamiten“ hinfort ihr eigenes Geistesleben führen, in allen Äußerlichkeiten hatten sie sich den Usancen der Bogomilen unterzuordnen und im Interesse des Weiterbestehens der Idee fügten sie sich und richteten sich auf schwierige Zeiten ein – an ihren Untergang dachten sie nicht. Man kann sich aber nach alledem denken, wie erbittert auf dem Konzil gestritten wurde, auf dem die katharische Kirche als Kirche begründet worden ist. Denn es ging ja um die Freiheit und Zukunftsfähigkeit der Bewegung, die seit den Tagen der Miriam in dieser Region lebendig geblieben war und nun in einer neurotisierten asketischen Lebensangst zu ersticken drohte. Nun, wenigstens für sich hatten die „Miriamiten“ ihre eigene Lebensart vorerst gerettet – und so nahmen sie die großartige Geste mit welcher der Bogomile Niketas, der Wortführer der extremen Dualisten sie neu „weihte“ mit Gelassenheit hin. Sie blieben die Alten alles war nur Scharade – aber sie hatten nicht bedacht, wie diese Scharade auf das äußere Erscheinungsbild der Bewegung sich auswirken sollte. Zwar ließen die adeligen Schutzherren der Bewegung sich durch die Scharade nicht beeindrucken, aber auf den Straßen und vor allem in den Kirchen sah das anders aus – endlich, endlich hatten die Kleriker den Vorwand, den sie durch Jahrhunderte verzweifelt vermisst hatten um gegen die Bewegung vorgehen zu können. Ab hier wird die „Ketzerei“ in den Kirchenschriften wieder aktenkundig – Jahrhunderte hindurch hatten sie schweigen müssen – jetzt erfuhren die Nachfahren des Irenäus eine späte Wiedergutmachung. Alles, was wir aus diesen Quellen über „die Katharer“ erfahren, ist von der Situation nach dem Konzil von St. Felix de Caraman geprägt. Denn wir erfahren es größtenteils von Credentes, die aufgrund ihres mangelnden Wissensstandes und Interesses zwischen den Geistern nicht unterscheiden konnten. Nur sehr wenige Hinweise kommen aus dem Munde berufener „Perfecti“ wie sie jetzt auch – in manichäischer Tradition – genannt wurden. Aber die atmen sichtlich einen anderen Geist, ich erlaube mir, hier einige beizusteuern.

*»Alle sichtbaren Dinge wurden nach dem Willen und mit der Zustimmung Gottes gemacht, aber nicht Er hat sie gemacht.«*

*Um 1230/38, DUVERNOY I 52*

Hier haben wir die Konzeption der Bewegung wie sie vor dem Hinzutreten der Bogomilen bestanden haben mag. Und das Folgende notiert zwar ein Inquisitor, aber er zitiert zweifellos die Aussagen eines „Katharers“ alter Schule. Übrigens waren alte und neue Schule sich in diesem Wissen einig. Sie differierten allerdings in der Bewertung und Bedeutung desselben für den Gang der Dinge.

*»Das Fundament ihres Irrtums oder vielmehr die Untergrabung allen Glaubens besteht darin, daß sie zum Prinzip erheben, die Seele des Menschen sei ein Teil der göttlichen Substanz, und des Gottesgeistes selbst, oder sie entstammt davon.«*

*Étienne de Bourbon, Inquisitor, DUVERNOY I, 49*

Im Folgenden hat eine „Gläubige“ sehr gut aufgepasst:

*»Gott erschafft in den kleinen Kindern keine neuen Geister, da hätte er zuviel zu tun! (...) Der Geist eines Toten geht von Leib zu Leib, bis er in die Hände der Bohomes gelangt.« (Einwohnerin aus Toulouse, 1273)*

*Doat XXV, fo. 43 r.; zit. n. DUVERNOY (1976), 94*

Und was ist das hier?

*Philippe de Talayrac, Schüler von Pierre Authié, vor Jacques Fournier: »Diese andere Heirat, die der Sohn Gottes geschaffen hat, ist eine gute Sache und dauerhaft (stabilitatis). Sie geschieht zwischen Seele und Geist. Denn die Seele wohnt immer im Leib des Menschen, bis zum Tod. Der Geist aber kommt und geht. Und es vollzieht sich eine Heirat zwischen Seele und Geist, wenn sie im Guten übereinstimmen und wenn die Seele nicht gegenteiliges vom Geist will, und der Geist nichts gegenteiliges von der Seele, sondern wenn beide im Guten übereinstimmen für die Sache (état) der Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Heirat findet nur zwischen der Seele und dem Geist der guten Gläubigen statt. Bei den schlechten Gläubigen hingegen ist ein böser Geist in ihr Herz gefahren.«*

*FOURNIER, Bd. III, S. 149f.*

Man lasse die Worte auf sich wirken und vergleiche sie mit der aktuellen Erkenntnis, die in der Seele das zwischen Materie und Transzendenz vermittelnde „Organ“ sieht, das mit dem Erlöschen der Materie ebenfalls stirbt. Man vergleiche den letzten Satz mit dem Spruch aus dem Thomasevangelium: ein schlechter Mensch hat einen schlechten Schatz und aus der Tiefe seines Herzens holt er Schlechtigkeit hervor – es sind nicht dieselben Worte, aber es ist derselbe Geist.

*Der Schafhirte Pierre Maury zu Jacques Fournier: »Es gibt im Menschen zwei verständige Substanzen, das heißt zwei Seelen, oder eine Seele und einen Geist. Die eine bleibt im Menschen solange er lebt, aber der andere, der Geist, kommt und geht und bleibt nicht ständig im Menschen. So geschehen die Vorstellungen (imaginatio), die Träume, die Gedanken und alles was das Denken berührt durch den Geist. Durch die Seele tut der Mensch nur leben.«*

*FOURNIER, Bd. III, S. 223<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup> FOURNIER = Jean Duvernoy (ed.): le Registre d'Inquisition de Jacques Fournier, traduit et annoté. 3 vol. Mouton, Paris-La Haye, 1977-1978

DUVERNOY = Jean Duvernoy: Le Catharisme. T. I: La Religion. Toulouse: Privat 1976.  
T. 2: L'Histoire. 1979

Wohlgemerkt, das spricht ein Hirte von Schafen.. wir sehen, wie tief das Leben der Menschen vom Geist der Erkenntnis durchdrungen war, denn wir machen heute dieselben Beobachtungen – jenseits allen Manichäismus und Dualismus. Was an Arbeit ist da durch Jahrhunderte getan worden, um ein solches Niveau zu erreichen – sicher nicht nur die Arbeit von einigen Dezennien. Hier wird die eigentliche geheime Geschichte der Katharer sichtbar und es zeigt sich auch gleich, dass die Geschichte der Katharer gar nicht die Geschichte der Katharer gewesen ist – die setzten sich nur drauf – sondern die Geschichte vom Fortwirken einer Frau, die Jesu kompetenteste Gefährtin war, die sich leiblich von ihm trennte und auch geistig manch neuen, eigenständigen Weg beschritt – die sich aber niemals auch nur im Ansatz gegen ihn wandte, wie es die späteren Dualisten getan haben und die Christen erst recht. Oft hat er sie als Widerpart erlebt, als Stachel im Fleisch seines Hinströmens, oft auch war sie verzweifelt über das Unverständnis, das ihre Sicht in seinem sehr viel naiveren Wahrnehmen von allem fand. Aber im Geiste getrennt haben sie sich nie und hier ist der Erweis für die Lebensfähigkeit seiner wie ihrer Erkenntnisse gleichermaßen – gefunden bei einem Schäfer in der Zeit der Katharerkreuzzüge und der Inquisition, also im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

## Das Haus der Guten Menschen



Sie waren also etwas Anderes als sie zu sein schienen, diese Katharer, die da im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der Kirche das Leben schwer machten – und die doch mehr als ein Jahrtausend lang neben und mit ihr gelebt hatten, ohne dass beide auch nur wesentlich Notiz voneinander genommen hätten.

Auf diesem Hintergrund wird dann auch klar, warum die Geschichte des Poitou, und der nördlich der Provence gelegenen Landstriche bis zur Loire, aber auch im westlichen Teil der französischen Pyrenäen, wo sie mit Sicherheit auch präsent waren, ihrer so ganz und gar nicht gedenkt – sie verstanden es, sich aus dieser Geschichte durch Jahrhunderte heraus zu halten und schufen derweil lieber an einer Kontinuität, wie sie uns aus dem Zeugnis besagten Schäfers entgegen leuchtet. Aber ganz profillos und nur angepasst waren sie eben auch nicht, denn nicht das Profil der mittelalterlichen Gesellschaft und der Region formte sie, sie formten vielmehr dieses Profil. In jeder größeren Stadt und in vielen kleinen Städten traf man auf ihre Häuser, die nicht anders gestaltet waren als die Häuser ringsum, also Steinbauten, seltener Fachwerk, mit Dielen und einem Durchgang zum Hof von dem auch die Stiegen in die Obergeschosse abgingen, die ihrerseits von Galerien zum Hof hin Luft und Licht empfangen, denn große Fenster zur Straße hin hatte man nicht gern – nicht der Ab-

schließung wegen, sondern weil die Straße stank und man den anzüglichen Duft nicht im Hause haben mochte. Daher wohnte man auch nicht im Untergeschoss, sondern dort befanden sich Lagerräume, die Küche und Werkstätten, diese meist mit einem eigenen Zugang von der Straße. Geschäftsräume, so es welche gab, befanden sich im Obergeschoss über den Werkstätten. Die Höfe, von berankten Galerien umgeben, umschlossen meist neben dem Haupthaus noch Nebengebäude, in denen Stallungen und Gesindestuben untergebracht waren. Um die Küche gruppierten sich alle Räume, die beheizbar sein mussten – allerdings war der Winter in der Provence nicht hart, sodass eine Feuerstelle für das ganze Haus ausreichte. Hinter dem Haus gab es oft noch ein durch eine Mauer gegen die anderen Grundstücke abgegrenztes Gärtchen, in dem nicht etwa Blumenpracht gedieh, sondern Gemüse und Kräuter gezogen wurden. Hielt man Vieh, so führte man es zum Weiden vor die Stadt, Schweine und Geflügel liefen frei in den Straßen umher und suchten sich ihr Futter selbst zusammen.

Zum Hof hin lagen im Oberstock die Räume der Familie, die man sich freundlich und hell, aber nicht luxuriös vorzustellen hat, weißgekalkt mit Balkendecken und einem Dielenfußboden, der täglich gescheuert und mit Binsen oder Kalmus bestreut wurde – das eine um Schmutzfänger zu haben, das andere des frischen Duftes wegen. Fensterverglasungen kannte man lange nicht, obgleich römische Villen schon mit Glasfenstern experimentiert hatten, sondern man nahm dünn geschabte Tierhäute und spannte sie in die Rahmen – und das auch nur im Winter, das übrige Jahr hindurch lebte man mit offenen Fenstern, die man nur nachts mit Läden verschloss. Das war nötig, denn in den Städten der Provence ging es nicht anders zu als in allen anderen – Diebsgesindel und dergleichen gab es hier wie anderswo. Da die Städte wenig Raum boten um sich auszubreiten baute man in die Höhe, und so besaßen große Häuser meist zwei oder gar drei Stockwerke. Die oberen Etagen waren dann von den Galerien aus zu betreten und wurden nicht nur vom Hausherrn bewohnt, sondern auch vermietet. Sie waren luftiger gebaut und das bedeutete auch witterungsanfälliger, nicht unbedingt die Kälte, aber der stets ziehende Wind machte den Bewohnern einerseits zu schaffen, andererseits sorgte er aber auch für die dringend notwendige Ventilation. Die Häuser waren gegeneinander durch Brandmauern abgegrenzt, ein Haus, das sich einfach nur gegen die Wand eines andern lehnte, galt als ärmliche Bude. Aber solche Buden gab es viele – sie quetschten sich zwischen die massiven Wohnbauten wo immer sich Platz fand und wenn man auch die Nase rümpfte – niemand verlangte sie abzureißen. Sollten die Menschen, die ja auch redlich ihr Brot verdienten, wohnen, wie sie wollten und konnten. Zwischen den „öffentlichen“ und den privaten Räumen im Oberstock verlief ein langer, dunkler Korridor, der nur an einer Seite Türen besaß und von der Familie so gut es irgend ging gemieden wurde, denn man liebte es, für sich zu sein. Nur aus dem Zimmer des Hausherrn führte eine schmale Pforte auf diesen Flur und hinüber zu seinem „Büro“, das man sich als relativ großes, aber niedriges Gemach vorzustellen hat, meist lag es an einer der beiden vorderen Ecken des Hauses. Die Nebengelasse erreichten oft das Obergeschoss nicht, wenn aber doch, so bildeten sie auf keinen Fall ein zweites oder gar drittes Geschoss aus – es blieben „Gartenhäuser“ in einfacher Bauart.

Die Häuser der Guten Menschen glichen diesen im Ansehen – auch hier gab es mittig eine Tordurchfahrt, es gab Stiegen und den Hof dahinter, auch das Gärtchen war anzutreffen. Aber – es fehlten Geschäfte und Werkstätten, statt dessen sah man in Lesesäle und Studierstuben, voll gestellt mit Folianten und Heften, zwischen denen sich bequem gekleidete Männer und Frauen scheinbar ziellos bewegten. Hinten heraus traf man zwischen den unvermeidlichen Kammern und der Küche gleich am Eingang, auf eine Badestube mit Ziegelfußboden und einem Abfluss zum Hof hinaus, denn die Guten Menschen, Männer wie Frauen, hielten viel auf Reinlichkeit, daher stand im Bad auch ein eigener Herd mit mindestens einem Wasserkessel und es waren mehrere Zuber vorhanden. Hier wurde an bestimmten Tagen dann auch gewaschen – die frische Wäsche dann im Hof getrocknet. Auf der andern Seite der Küche befand sich der Speisesaal, der auch für Versammlungen benutzt wurde – einen eigenen Versammlungssaal hielten die Guten Menschen für Platzverschwendung. Oben schliefen sie und zwar zur Straße hin die Kandidaten die bereits im Hause lebten und die Kranken, die auf ihren Tod oder ihre Genesung warteten, nach hinten hinaus die „Geweiheten“ welche die eigentliche Familie bildeten. Dennoch gab es in den Häusern Abweichungen und der Kundige sah schon im Speisesaal, welcher Geist im Hause herrschte – ob bogomilischer oder mirriamitischer. In den mirriamitischen Häusern erblickte man kleine Gestecke auf den blanken Tischen, und Stühle anstelle der schmalen Sitzbänke und obgleich es in keinem Haus der Guten Menschen irgendein Andachtsbild gab, waren doch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs gefällig gestaltet und eine Schnitzerei am Geländerkopf oder an den Türen widersprach durchaus nicht dem Wunsch nach Einfachheit – denn die Miriamiten verstanden unter Einfachheit nicht zwanghafte Kargheit. Ein wie eine fliegende Taube gestaltetes Oberlicht an einer Tür, ein kunstvoll verschlungenes Buchstaben-symbol als Wandbild, in den Privaträumen ein ordentliches Bett anstelle einer Pritsche und ein gepolsterter Stuhl anstelle eines Hockers, eine Obstschale und ein Sträußchen auf dem bedeckten Tischchen, ein Vorhang am Fenster – all das sprach davon welcher Geist in diesen Mauern herrschte.

Die Häuser der „Katharer“ waren keine Klöster. Jedermann konnte sie zu jeder Tages- und Nachtzeit betreten. Es gab darin weder ein Schweigegelübde noch Chorgebetszeiten, sondern jeder lebte seinen spirituellen und intellektuellen Bedürfnissen wie er mochte und vermochte. Es war nicht notwendig, dass man sich ständig im Haus aufhielt – Gänge in die Stadt gehörten zum normalen Leben der ordinierten Männer und Frauen, manche gingen dort auch einem Beruf nach. Was sie verdienten, kam dem Haus zugute, aber auch diese Gabe war freiwillig und niemand machte dem Mann oder der Frau Vorwürfe, die etwas davon für ihren/seinen eigenen Bedarf verwendeten – solange sich das im Rahmen des Erforderlichen hielt. Gästen gegenüber waren die Häuser nach Möglichkeit aufgeschlossen und wie schon erwähnt, boten sie Kranken und vor allem sterbenden Credentes gern eine Heimstatt. Man kann verstehen dass unter diesen Umständen viele ehemalige Mönche bei den Katharern heimisch wurden – die aber brachten ihre Gebete und Gepflogenheiten mit und so entwickelten auch manche Konvente so etwas wie liturgische Regeln – vergleichbar ging es in Frauenkonventen zu.

Aber – einer musste doch den „Hut“ auf haben? Es ist zum Lachen, aber über lange Zeit kamen die Katharer ohne eine solche Administration aus indem sie alle Angelegenheiten des Hauses und der Gemeinschaft demokratisch besprachen und einvernehmlich regelten. Jeder Ordinierte hatte in allen Dingen der Gemeinschaft ein Mitsprache- und ein Mitverfügungsrecht. Man verteilte die Dienste nach Gerechtigkeit und Können. Ein Arzt wurde nicht mit der Reinigung der Latrinen beauftragt, wohl aber war er für die Reinigung seines Zimmers und seine Leibwäsche zuständig – und zwar er allein. Auch sein Essgeschirr hatte er allein zu reinigen, seine Schuhe in Ordnung zu halten, seinen Mantel und seine Kleider zu flicken.. kurz, was irgend allein besser getan war, das sollte auch allein getan werden. Er war ja, wie gesagt, nicht einmal verpflichtet, im Konvent zu wohnen. Die Latrinenreinigung übernahm dann ein anderer Bruder oder man gab sie reihum.

Für die, welche dort zu wohnen beschlossen hatten vereinfachte sich das Leben bedeutend, daher wurden die Konvente mit der Zeit immer attraktiver – nicht zu vergessen die Tatsache, dass viele dieser Zentren regelmäßig mit Spenden bedacht wurden und die Bewohner sich daher intensiver ihrem eigentlichen – dem geistigen – Leben widmen konnten, da sie für ihren Unterhalt nicht mehr Sorge tragen mussten. Aber wie sah dieses geistige Leben aus? Man sagte den Gläubigen, dass ein Bruder oder eine Schwester die im Moment nicht zu sprechen waren, „bete“. Das mag in bogomilisch orientierten Konventen auch so gewesen sein – in den Häusern alter Prägung und das waren bei weitem die meisten, versuchte man mit dieser Auskunft einen andern Sachverhalt verständlich zu machen: dass der Gemeinte nämlich auf einer seiner zahlreichen Reisen war. Diese Reisen waren keine Reisen über Land, sondern Reisen ins Andere. Man hätte sagen müssen; sie schliefen, aber das wäre weniger als die halbe Wahrheit gewesen. Wer hätte schon verstanden, dass die Damen und Herren, vor denen man vor Ehrfurcht ins Knie ging, wenn man ihnen unterwegs begegnete, den größten Teil ihres Lebens in ihren Betten zubrachten? Im arbeitsorientierten Mittelalter sicher keiner – fällt es doch selbst heute schwer, einem Unwissenden zu vermitteln, dass man und was man auf diese Weise tut. Aber es war die reine Wahrheit – die Kollegen verschliefen einen großen Teil ihrer Lebenszeit und wachten nur um die Früchte ihrer Arbeit mehr oder weniger intensiv zu kommunizieren oder um lebenserhaltende Funktionen ihres irdischen Daseins zu betätigen. Daher konnte ihre Nahrungszufuhr ruhig „asketisch“ anmuten – ein Körper, der kaum beansprucht wird, braucht nicht das volle kalorische Programm und die Katharer „beteten“ viel, sehr viel. Im Haus herrschte nicht zuletzt aus diesem Grunde Stille, man ging und sprach leise – diese Gewohnheit zeigte sich dann auch außerhalb des Hauses – die Guten Menschen, hatten einen leichten Gang und erhoben ihre Stimmen nicht, sondern sprachen zwar deutlich und gütig mit jedem, aber sie sprachen nicht laut. Man sagt, sie seien mit betrübten Gesichtern umher gegangen – das mag für bogomilisch Orientierte die ihrer Weltverdrossenheit adäquate Mimik gewesen sein, für die andern ist die Auflösung des Rätsels sehr viel profaner: Desinteresse und eine nach innen gerichtete Aktivität die ihnen nach Außen etwas Durchscheinendes gab, das andere dann wieder als „trübsinnig“ empfanden.

Trübsinn ist aber nun gerade nicht eines der hervorstechendsten Kennzeichen von Erkenntnis, denn mitten in dieser Fülle trübsinnig zu bleiben verlangt mehr Ignoranz

als selbst ein Inquisitor aufzubringen imstande wäre. Daher hatten die Guten Menschen keine Sorge, wie sie ihre Häuser voll bekamen – die Menschen rissen sich zeitweise sogar darum, zu ihnen zu gehören und das angesichts aller Härten, von denen sie zu hören bekamen und die zu einem nicht geringen Teil ein äußerer Schild dessen sein sollten, was es im Inneren zu schützen galt, nämlich das intimste und wichtigste Ding, dem ein Mensch sich widmen kann: die Unterweltsfahrt mit ihren Konsequenzen. Kargheit und Verzicht sollten abschreckend wirken und diejenigen verprellen, die sich aus der Ehrerbietung, die man den Guten Menschen überall entgegen brachte eine Karriere zimmern wollten. In Neunundneunzig Komma Neun von hundert Fällen ist das gelungen; die Zahl der „Bonshommes“, die nachträglich relegiert werden mussten, geht gegen Null, es sind ganze drei urkundlich bekannt: Robert Le Bougre, Petrus Lombardus, Durandus von Osca. Alle drei entstammen sie der Zeit, in der sich die Bewegung mit der römischen Kirche aktiv auseinandersetzte. Zumindest bei zweien von ihnen ist die „bogomilische“ Herkunft rückschließbar, denn Robert wird geradezu der „Bulgare“ genannt obgleich er Provençale ist, und Petrus stammt aus der Lombardei – hier hatte die bulgarische Tradition festere und tiefere Wurzeln geschlagen als jenseits von Alpen und Rhône. Alle aber waren sie Bonshommes bevor sie Ketzerbestreiter wurden und Le Bougre tat sich dabei sogar besonders grausam hervor. Soll man das als Beleg dafür werten, wie die bogomilische Orientierung nicht nur nach außen, sondern auch nach innen Aggressivität zu ihren vornehmsten Tugenden zählte und sich sozusagen in steter Spannung, steter Kampfsituation befand? Man kann es wohl tun, denn die spätere Geschichte bezeugt es, wir werden sehen, wie.

Wie aber kam man überhaupt dazu, im Haus der Guten Menschen zu leben? Einmal war es möglich als Gast dort zu weilen und diese Möglichkeit wurde von vielen wahrgenommen. Zum andern war es möglich, als Kranker dort zu weilen, denn die Bonshommes bogomilischer wie autochthoner Tradition verstanden so viel von Medizin, dass sie selbst mit schwersten Krankheiten fertig wurden. Dabei leisteten ihnen ihre Verbundenheit mit universalem Wissen und ihre Macht im Geistigen mit Sicherheit die besten Dienste. Dann konnte man als Sterbender in diesem Haus verweilen und, bestens betreut, darauf warten, dass im entscheidenden Moment das Sterbeconsolamentum erteilt werden konnte. War es erteilt, so durfte der Priester noch seine Totengebete sprechen – das ging dann niemanden als ihn selber etwas an und war nur der Erlaubnisschein für die Angehörigen, den Verschiedenen anständig begraben zu dürfen. Es ist anzunehmen, dass die Priester die Häuser der Guten Menschen zu diesem Zweck betreten haben, freilich: durch die bogomilische Verschärfung im Verhältnis der beiden Institute, wird sich auch hier einiges zum Schlechteren verändert haben.

Ferner kam man dazu, indem man sich auf die eigene Aufnahme unter die „Katharer“ vorbereitete. Nötig war das nicht, aber da die Konvente einmal bestanden, wird mancher diese Möglichkeit auch genutzt haben, vor allem dann, wenn er nicht in der Stadt gebürtig war, sondern wie zum Beispiel entlaufene Mönche oder ehemalige Kleriker sonst keinen Ort hatte, wo er derweil leben konnte oder wenn er vom Lande kam und nur hier in der Stadt eine Anbindung an die Guten Menschen hatte. Es ist

anzunehmen, dass diese Gruppe von Menschen es war, die dann auch als Initiierte weiterhin den „harten Kern“ der Konvente bildete.

Das Entstehen solcher Konvente als Lebensgemeinschaften ist erst seit dem zwölften Jahrhundert nachweisbar, die Existenz von Zentren aber seit dem zweiten, wir erinnern uns an Irenäus. Das mag bedeuten, dass diese Zentren erst seit dem zwölften Jahrhundert, seit dem Einbruch der bogomilischen Fraktion, den Charakter von ständigen Wohngemeinschaften angenommen haben. Vordem war an einem Zentrum vielleicht nur der Wächter ständig anwesend – und wenn es eine Krankenabteilung gab, Pflegepersonal. Vordem wäre kein Mönch oder Kleriker aus seinem Stand ausgeschieden um zur Bewegung zu wechseln – wir sehen an den Darlegungen des Irenäus, dass Christentum und Gnosis relativ friedlich nebeneinander existiert haben, und das Christentum sogar eine Reihe von Anleihen bei der Gnosis machte, weil deren Ansichten besser durchdacht waren. In Sachen Exegese konnten die Christen eine Menge bei denen von der Bewegung lernen und sie haben gelernt – bis die unseligen Bogomilen das durch ihre Aggressivität verdarben.

An manchen Tagen füllte sich das Haus der Guten Menschen mit buntem Volk. In den Versammlungsräumen war kaum noch ein Fleckchen als Stehplatz frei, so dass die Gesellschaft sich in den geräumigeren Hof begab, Wenn der Konvent in einer Burg beheimatet war, wurde auch der Rittersaal des Palas für solche Veranstaltungen geöffnet oder gar, wenn vorhanden, die Kapelle. In feierlicher Prozession zogen die Guten Menschen unter Musik und Gesang, die katharische Kirche kannte viele Lieder, in den Saal ein und nahmen auf bequemen Sitzen Platz um der Versammlung gemeinschaftlich zu präsidieren. Diese Prozession hatte es auch schon in den Zentren gegeben, was dann folgte, jedoch nicht. Ein Katharer – die Reihenfolge bestimmte wohl das Los – begrüßte die Teilnehmer und wurde von ihnen begrüßt, worauf hin er ein recht langes Gebet begann, das mit der Bitte um eine harmonische Feier endete. Ja wir treffen hier auf Liturgie. Aber wir sind auch bereits im zwölften Jahrhundert und die Feier, die wir beobachten ist eine „Brotbrechung“ das Pendant zur christlichen Messe. Die Tatsache, dass ein Gebet gesprochen wird, zeigt uns, dass wir uns in einem Haus griechischer Tradition befinden? Nein, nicht unbedingt, denn auch die Häuser „miriamitischer“ Tradition veranstalten solche Feiern für ihre „Gläubigen“ nachdem die „Griechen“ einmal damit angefangen haben. Für einen Gläubigen ist es fast unmöglich festzustellen in was für einer Tradition „sein“ Konvent steht.

Der mit der Leitung der Versammlung beauftragte Perfectus heißt nun die Versammelten willkommen, die seinen Gruß im Chor erwidern. Wenn die Feier einen besonderen Anlass hat, wird er bekannt gegeben. Ob er nun ein Gebet für die seit dem letzten Mal Verstorbenen spricht oder nicht, bleibt ihm überlassen – in den Tagen der Inquisition wurde es üblich, an dieser Stelle der durch Verfolgung ohne Consolamentum umgekommenen Gläubigen zu gedenken und für ihre Aufnahme ins Lichtreich trotz fehlerhaften Übergangs zu bitten. Das geschah nicht so sehr, weil die Bonshommes daran glaubten, dass solche Zeremonie nötig wäre, sondern mehr um die Credentes über das Schicksal ihrer Angehörigen zu beruhigen. Übrigens konnte der Versammlungsleiter auch Aufgaben an andere Perfecti delegieren, was die Feier insgesamt abwechslungsreicher und ihm selbst die Arbeit leichter machte. Wir kön-

nen davon ausgehen, dass solche Feiern, wenn sie in einem Konvent abgehalten wurden, immer eine Gemeinschaftsarbeit mehrerer Katharer waren. Natürlich war jeder Katharer dazu berechtigt, eine solche Versammlung auch ganz allein durchzuführen. Wo ein Perfectus war, da war die „Kirche“ – als die Bewegung dann eben Kirche geworden war. Die Versammelten antworten auf das Gebet, wenn es gesprochen wird, mit einem thematisch passenden Lied – wir dürfen davon ausgehen, dass in der musikalischen Hochkultur des Südens das Material hierfür nur selten ausgegangen ist. Übrigens finden sich noch eine ganze Anzahl wenigstens der Melodien aus der letzten Zeit der katharischen Kirche verstreut in europäischen Kirchengesangbüchern aller Konfessionen wieder. Allerdings sind die Kriterien, sie dort aufzufinden sehr diffizil und setzen eine Menge Kenntnisse nicht nur in christlicher Hymnologie sondern auch und gerade in Sachen einer heute verschütteten Musikästhetik voraus, deren Anfänge bis in die Zeit des ersten Kontaktes von Manichäern und Gnostikern zurück reichen. Denn das Mittelalter und insbesondere die geistliche Musik desselben war musikalisch keineswegs „langweilig“ monodisch orientiert. Der – monodische – gregorianische Choral beherrschte zwar das kirchliche Chorgebet und das Ordinarium Missae – aber bereits im Proprium Missae begegnen wir interessanten harmonischen Ansätzen und was bei den Christen immerhin möglich war, wird anderwärtig der Normalfall gewesen sein. Wir sehen eine ähnliche Entwicklung in Byzanz: während die geistliche Musik und das bis heute auf Instrumente und Mehrstimmigkeit verzichtete, bediente die weltliche Musik sich beider Elemente ausgiebig. Die Linien aber, die Byzanz und die Provence verbinden, habe ich, denke ich, hier ausreichend heraus gearbeitet. Wir dürfen, soll das sagen, uns die katharischen Feiern keineswegs armselig und eintönig vorstellen – was ihnen an äußerem Gepränge fehlte, machten sie an innerer Ästhetik wett. Der gegenseitigen Begrüßung und dem Totengedenken folgten die Angelegenheiten der Lebenden – dazu wurden in einem weiteren Gebet die Wesen der abgeschiedenen Bonshommes geladen, die ja nicht zu den Toten gezählt wurden – dann verlas man einige in den einzelnen Gemeinden als besonders wichtig geltende Texte und hielt eine kurze Ansprache um sie den Anwesenden wiederum einzuprägen. Diese Ansprache diente aber eher der Erbauung als der Information, das heißt, Neues wurde hier nicht zum Vortrag gebracht. Ein kurzes Gebet – das Mittelalter betete gern und ausgiebig – und ein weiteres Lied oder Musikstück trennten diese „Vorbereitung“ vom ersten Höhepunkt der Feier, der Verlesung des „Evangeliums“ dem sich eine ausführlichere Predigt anschloss, die vor allem lehrhaften Charakter trug. An sie schloss sich die „Brotbrechung“ unmittelbar an, die keinerlei Bezug zum Kreuzestod Jesu, aber jeden zum „Tisch im Licht“ besaß, wie wir ihn aus Rubljews Ikone kennen und wie er im byzantinischen Raum als Symbol verbreitet war. Das folgende „Mahl“ in Brot und Wein war sozusagen eine Vorwegnahme des jenseitigen Willkommens, das die Gläubigen nach erfolgreichem Totenconsolament und die Perfecti in Ewigkeit zusammen führen sollte. Bevor aber zum „Tisch im Licht“ geladen wurde, sprachen die Perfecti – und nur diese – das Vaterunser in der häretischen Gestalt des „panem nostrum supersubstantialem da nobis hodie“ und wiesen damit noch einmal auf den transzendenten Charakter des Aktes hin. Denn das „übernatürliche Brot“ wurde nur den Initiierten „gespendet“, während die Credentes mit dem „täglichen Brot“ vorlieb nehmen mussten. Gleichwohl beteiligten sich Initiierte und Gläubige gleichermaßen an den Gaben des „Tisches im Licht“, die einen bestätigend, die andern in Hoffnung

vorweg nehmend. Ich denke, damit ist klar, dass die katharische Brotbrechung keine „schlechte Kopie der Messe“ gewesen ist, sondern eigene Wurzeln besaß. Ein Gebet, möglicherweise noch eine kurze Ansprache und ein abschließendes Segenswort, das im Bedeutungsraaster der Gläubigen direkt aus dem „Licht“ gesprochen wurde, beschlossen die Feier, die mit dem Auszug der Ordinierten (wiederum unter Musikbegleitung) ihr Ende fand. Der Tisch wurde weggestellt, die Bänke wurden wieder zu recht gerückt und nichts mehr erinnerte an die stattgehabte Feier. Waren keine Bänke da, lagerte man auf dem Fußboden. Ein geselliges Beisammensein der Ordinierten mit den Credentes schloss sich an, das wohl auch bis in den frühen Morgen dauern konnte – die Feiern fanden meist in den Abendstunden statt, nicht um etwas geheim zu halten, sondern weil die Leute am Abend Zeit hatten, und sie konnten an jedem beliebigen Wochentag stattfinden, da sie keine Konkurrenz zur Messe sein wollten, die als Gemeindemesse eben am Sonntag stattzufinden hatte. Private Brotbrechungen analog zu Privatmessen gab es nicht. Die Feier des Brotbrechens war eine ausschließlich für die Credentes anberaumte Institution – die Ordinierten unter sich kannten dergleichen nicht.

Aber auch ihr Leben verlief nicht ohne Höhepunkte. Da war einmal die Jahrfeier oder gar die Jubiläumsfeier eines Consolaments. Sie wurde wie ein Geburtstag begangen und in gewissem Sinne war sie das ja auch. Es gab kleine persönliche Geschenke und Gratulationen, falls der Ordinierte es wünschte, fiel auch ein Essen etwas reichlicher aus als sonst üblich und eine Kerze brannte an seinem blumengeschmückten Platz. Dann gab es einmal im Jahr die große Feier, bei der Lebende und Tote einander begegnen konnten – eine Erinnerung an das übernommene keltische Samhain - Fest an dem die „Tore“ zur Anderswelt offen standen. Den Gläubigen war der Sinn dieser Feste nicht bekannt, ihr Charakter ebenfalls nicht. Man erwartet maßvolle heitere Fröhlichkeit und daran tut man sicher recht – aber es wird verwundern, dass solche Feste auch intensive Momente kannten. Denn in der „Anderswelt“ feiert man nicht „verklärt“ und auch die Katharer waren, wenigstens die von der miriamitischen Linie, keineswegs „abgehobene Geister“, sondern lebten ihr Leben und ihr Naturell aus auch wenn es auf weniger grobschlächtige Weise geschah als in ihrer unmittelbaren Umgebung. Den Lauf der Jahreszeiten, ihre Strömungen und Widerströmungen lebten die Ordinierten sehr wohl mit, sie freuten sich - immer bezogen auf das Erbe der Miriam – des hervorbrechenden Frühlings wie sie den Zauber des früchteschweren Herbstes genossen, der ja in der Provence sich mit weitaus weniger Trübsal mischt als in unseren Breiten. Die bogomilischen Häuser hatten in dieser Beziehung das Nachsehen, ihre allzu tiefe Weltflucht hinderte sie an mancher frohen Stunde, aber das Samhain der „Miriamiten“ feierten auch sie mit – freilich in einem anderen, mehr an klösterlichen Heiligenfesten orientiertem Rahmen. Sie nannten es das „Fest des Geistes“ und so ist die Kunde davon auf uns gekommen.

Ein weiterer Höhepunkt war das so genannte Consolamentum. Es wurde einmal im Leben erteilt und war sozusagen die Bestätigung der Gemeinschaft auf eine abgeschlossene „Unterweltsfahrt“. Fortan gehörte der bisherige Novize als Vollmitglied zur Gemeinschaft und wurde, da er nach der Weisung der Verborgenen Worte seine Familie und soziale Gruppe zu verlassen hatte, von der Gemeinschaft „adoptiert“, denn ohne Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppierung war im Mittelalter ein Ü-

berleben in geachteter gesellschaftlicher Stellung nicht möglich. Diese Adoption wurde in einer öffentlichen Versammlung vollzogen, zu der auch die Credentes Zutritt hatten. Dieselben haben uns diese dann so beschrieben, wie es ihr Verständnis hergab. Natürlich wurde dem Adepten bei der „Handauflegung“ nicht „der Geist verliehen“ sondern so erklärte man es den Fragenden. Sondern in Wahrheit war diese Handauflegung nur die Aufnahme in die Gemeinschaft und zwar durch jeden einzelnen Angehörigen derselben. Alles wirklich Relevante war schon zuvor geschehen, das hier war nur noch die feierlichen „Beurkundung“. Aber feierlich war sie – wenn alle Ordinierten eines Bezirks unabhängig davon welcher Tradition sie folgten, sich an einem Ort versammelten und in feierlicher Prozession unter Gesang und Spiel einziehend Platz nahmen, dann machte sich beinahe von selbst eine immense spirituelle Ausstrahlung breit und verwandelte einen profanen Ort in einen Tempel. Es war üblich, dass die Ordinierten sich bei solchen Gelegenheiten zwar nicht äußerlich, aber von ihrem Inneren her so „nackt“ wie möglich zeigten, um dem Neuen Ehre zu erweisen. Das mag dann die anwesenden Credentes schon beeindruckt haben.

### ***Die Gelöbnisse der Katharer als historischer Prozess***

Wir dürfen das Consolamentum nicht aus dem Blickwinkel der Credentes betrachten, da wir sonst Gefahr laufen, seinen Charakter zu verkennen. Diese Veranstaltung war eben gerade kein Gottesdienst und wollte und sollte das auch nie sein – selbst von Seiten der bogomilischen Häuser her nicht. Sondern das Consolamentum war eindeutig eine „Amtshandlung“. Unter der Maßgabe, dass der Neue gewisse Versprechen gegenüber der Gemeinschaft einging, verpflichtet sich diese, seine soziale Anbindung auf Lebenszeit zu sein, ihn zu behausen, zu beköstigen und gegen Verletzungen Leibes und Lebens zu schützen. Die Versprechen des Neulings bestanden in der – allerdings geforderten – Entlassung seiner bisherigen Familie aus ihrer Verantwortlichkeit ihm gegenüber und dem persönlichen Versprechen, die empfangene Lehre auf Lebenszeit rein zu bewahren in was für Fährlichkeiten der oder die Betreffende auch kommen mochte.

Hier gab es einen gravierenden Unterschied zwischen den Gepflogenheiten der autochthonen gallischen Bewegung und dem importierten Gedankengut. Dem unwisenden Verstand des theologisch geprägten Kirchengeschichtsschreibers geht er gar nicht auf, dennoch ist er von eminenter Bedeutung. Die autochthone Bewegung der Miriam nämlich kannte es zwar, aber schätzte das Martyrium keineswegs. Im Gegenteil: an Leben und Freiheit bedrängt, war es dem Angehörigen der Bewegung erlaubt, seine wahre Meinung zu verleugnen. Konflikte wie den Streit um die Lapsi im Christentum konnte es also in der Bewegung miriamitischer Tradition erst gar nicht geben. Die Priscillianer waren in dieser Sache übrigens ganz gleich verfahren, man erinnere sich an die warme Parteinahme von Christen für Priscillian; wo wie sonst sollte er sich die errungen haben, als in dem, dass er auftrat wie er auftreten durfte: als ein Christ und gleich auch noch als ein besserer. Die „Griechen“ dachten darin anders, sahen in einem solchen rational bestimmten Verfahren vielmehr eine Be-

schmutzung der „reinen Lehre“, die sie zu haben meinten. Die Autochthonen, von der Aggressivität der Neuen überrannt, nahmen diese Verpflichtung auf und hofften, ihr niemals genügen zu müssen. Auch die Verpflichtung, bei Verstößen gegen die „katharische“ Lebensweise alle von dem „Sünder“ erteilten Consolamente für ungültig zu erklären ist nicht in der gallischen Tradition beheimatet, sondern setzt ein fanatisiertes Verständnis der Lehre, wie es die Griechen besaßen, voraus. In der gallischen Tradition war jeder für nur seine eigenen Taten und für nichts anderes verantwortlich zu machen und eine einmal erfolgte Aufnahme unter die ordinierten Mitarbeiter konnte niemals verloren gehen noch konnte sich der Fehler eines Mitarbeiters auf andere Mitarbeiter spirituell übertragen. Sie blieben, was auch immer mit den anderen geschah, für ihr Teil gültig ordiniert, denn die Ordination bezog sich ja nicht auf irgendjemand anderen sondern ausschließlich auf sie selber. Die Existenz der Gemeinschaft wurde dadurch gar nicht berührt. Was aus dieser Regelung aber noch sichtbar wird: der grundlegende Bezug zur Lehre Jehoschuas war in den der bogomilischen Denkweise endlich verloren gegangen – sie glaubten wieder an Magie und an sich selbst als Kirche, also als religiöse Sonderlehre. In ihrem System hatte der Manichäismus tiefe Spuren hinterlassen, nicht nur was ihr Verhältnis zur Welt, sondern auch ihr Selbstverständnis betraf – und das konnte demnach auch für die originale Bewegung nicht gut gehen.

Consolamentum - Tröstung nannten die Katharer ihren Aufnahmeakt. Dahinter steckt manichäischer Glaube an einen „Parakleten“ als mystische Gestalt wie er im System Manis begegnet. Das Herkommen aus der Tradition Jehoschuas kennt solche Gestalten nicht, sie setzen ihrerseits erst die Existenz johanneischer Theologie voraus, die dem Auftreten Manis vorangeht. Die Ordination alter Schule bestand nur in einem an den römischen angelehnten Adoptionsritus, der seine Wurzeln in der Forderung Jehoschuas hatte, dass man seine bisherigen Bindungen zu verlassen hatte. Wenn jemand „getröstet“ wurde, dann waren es wohl am ehesten die Angehörigen des Ordinierten, die ihn ja als Familienmitglied und Garanten sozialer Stabilität verloren. Mit dem zum Stab gerollten „Thomasevangelium“ wurde der Kopf respektive die Schulter des Aufzunehmenden berührt nachdem er seine bisherigen Angehörigen formell aus der Verantwortung entlassen hatte. Alles übrige, die ganze parareligiöse Ausgestaltung ist erst durch die Griechen und Bulgaren in den Akt hinein geraten. Vordem gab es keine feierlichen Versprechungen wie es auch keinen Bischof einer katharischen Kirche gab - bei den Bogomilen hingegen hatte es einen solchen immer schon gegeben.

Es gab also, vermeldet die geheime Geschichte, ein Ur - Consolamentum, das gar nicht so hieß, dessen Namen wir nicht mehr kennen, das gar nicht so war und das gar nicht das wollte, was das Consolamentum des „nachkonziliaren“ Katharertums gewesen ist. Es wollte keine „Taufe“ sein, sondern schlicht profaner Akt, der sozialen Notwendigkeiten folgt.

### ***Weitere Zeremonien der Katharer***

Die alten Zentren kannten wie schon erwähnt wurde, wohl öffentliche wie auch private Feste, die gemeinschaftlich in größerem und kleinerem Umfang begangen wurden, aber eigentlich religiöse Zeremonien kannten sie nicht. Die Brotbrechung wurde spät und um der Credentes willen entwickelt, denen man einen „Ersatz“ für die Messe geben wollte, während die alte Bewegung im Besuch der Messe nichts Verwerfliches gesehen und so derhalben auch keinen Konflikt hochgezüchtet hatte. Auch die Wandlung der Ordination zum „Consolamentum“ gehört der Epoche nach Niketas an, die eigentlich ja nur Zwischenetappe sein sollte, bis die „Griechen“ durch die Verhältnisse zu einer zivilisierteren Gangart genötigt sein würden.

Im Zusammenhang mit dem Hinzutreten der Griechen gewinnt ein anderes Ritual an Bedeutung, das diese wohl aus ihrer Heimat mitbrachten, das sich aber auf die provençalischen Katharer recht zweischneidig auswirkte – das Totenconsolamentum. Die Provençalischen hatten große Bedenken angesichts dieser „Minutenprozedur“ die Jahre sonst nötiger Übung ersetzen sollte. Wenn man sie hört, dann setzten sie nicht viel Vertrauen in die „Wirksamkeit“ dieser Aktion. Andererseits war sie es aber, die ihnen einen Großteil ihres Anhangs verschaffte. Und so weit waren sie endlich doch korrumpiert, dass ihnen, Anhang zu haben, etwas bedeutete. Aus dem Parallel- war ein Konkurrenzunternehmen geworden, das in zwei Jahrhunderten das geistige Erscheinungsbild einer ganzen Provinz – wir erinnern uns an die Auskunft des Schäfers zum Thema Seele – von Grund auf neu gestaltete. Die Bogomilen waren da weniger skrupulös, hatte doch diese Zeremonie ihnen in Bulgarien einen der byzantinischen Kirche gleichwertigen Status beschert und zugleich dafür gesorgt, dass ihre dörflichen Sympathisanten sie regelmäßig mit Nahrungsmitteln und allem versorgten was sie sonst benötigten. Das war in der Kultur des südlichen Frankreichs alles eigentlich nicht notwendig – aber einmal freigelassen schalteten und walteten die „Griechen“ wie sie es für richtig hielten. Statt der Messe boten sie die Brotbrechung an, anstelle der Letzten Ölung das Totenconsolamentum und an die Stelle der Beichte, wir werden noch davon hören, trat das Melioramentum.

In der Gestaltung des Totenconsolamentums hatten die vollziehenden Katharer – es waren nur zwei notwendig, im Notfall genügte einer – einen gewissen Spielraum, obligat war nur die Berührung mit dem Buch und die Ordinationsformel, die einer der beiden Kathari vor dem, Tod des Credens und diesem noch vernehmlich zu sprechen hatte. War dies geschehen so war er Betreffende offiziell als Katharus verstorben – und wurde in der Totenliturgie der nächsten Brotbrechung am Ort mitgenannt – allerdings spielte der Vorgang keine Rolle für die Ereignisse im Umkreis der „Manisola“ wie die katharische Samhain – Adaption genannt wurde. Mit dem Ableben des betreffenden Credens wurde allerdings sicher gerechnet – erholte er sich wider Erwarten, so hatte er die Pflicht, sich selbst zu entleiben. Denn obgleich er das Consolamentum gültig erhalten hatte, war dasselbe doch nur im Todesfall wirksam – ein Überlebender hätte nicht nur ein ungültiges Consolament verursacht, sondern auch die Unwürdigkeit des oder der erteilenden Katharer bedingt. So gehörte die Frage,

wie man sich diesbezüglich verhalten sollte, zu den Paradigmen des katharischen Vorbereitungsunterrichtes. Gewaltames Töten war den Katharern untersagt – nur der Freitod stand ihnen offen, zu dem ein solcher „Geweiheter“ dann bereit zu sein hatte. Als verquicktes Exempel wurde vor allem in miriamitischen Kreisen der Fall eines Kindes diskutiert, welches das Consolamentum empfangen hatte und gesundet war – wie sollte man verfahren? Das Kind war natürlich nicht ordiniert – also wurde der Perfectus dazu bestimmt, es dem Hungertod auszuliefern, da er es gewaltsam nicht zum Sterben veranlassen durfte. Dieser „akademische Übungsfall“ illustriert anschaulich die Skepsis, die vor allem „miriamitische“ Kreise betreffs des Totenconsolamentum hatten. Gleichwohl war dies bei den „Griechen“ und vor allem bei den Credentes beliebt und da sie die äußere Erscheinung des Katharismus dominierten, zog es als Usus „der“ Katharer in die Geschichte ein. Eine andere Lösung wäre gewesen, besagtes Kind den Bonshommes zur Erziehung zu übergeben und dem fehlgegangenen Totenconsolamentum eine reale Ordination folgen zu lassen. Hiergegen sträubte man sich aber aus mehreren Gründen: einmal war ein nichtiges Consolamentum erteilt worden, was auch sämtliche anderen von dem Bonshomme erteilten Consolamente ungültig machte, darunter vielleicht nicht nur Sterbeconsolamente, die allenfalls anfragbar geblieben wären, sondern auch reguläre Ordinationen. Zum andern war Freiwilligkeit und eigenes Begehren noch immer die Grundlage jedweder Ordination – man wollte keinen Präzedenzfall schaffen, der zur Entwicklung eines dem christlichen Oblatenwesen ähnlichen „Rekrutierungsautomatismus“ führen würde. Hoffen wir im Übrigen, dass dieser uns aus propagandistischen Gründen überlieferte Kasus ein rein akademischer bleiben durfte. Er würde aber auch dann die letzte Unsicherheit aufzeigen, die mit dem Hinzutreten der Griechen und ihrer großenteils schon gesunkenen Gnosis auch für die in sich sehr viel mehr gefestigte geistige Landschaft der gallisch/provençalischen Erkenntnis verhängnisvoll zum Tragen kam.

Da unter den „Griechen“ die Bewegung mehr und mehr mit dem Christentum konkurrierende Züge annahm, sich mehr und mehr zu einem kirchlichen Institut entwickelte, das vor allem Vor- und Gegenbild für die reale christliche Kirche Roms sein wollte, kam es in mehreren Fällen zu einem Bedeutungswandel bereits eingeführter Begriffe. Ein solcher Fachbegriff war das Meliorament. Es bedeutete ursprünglich die fortlaufende Erweiterung spiritueller Kenntnisse und Forschungen und den Austausch darüber innerhalb der konkreten Arbeitsgemeinschaft. Erkenntnisse sollten immer besser und genauer gewonnen und einander zur Verfügung gestellt werden. Unter der Dominanz der Griechen wurde dieser Terminus immer mehr ethisch - moralisch verstanden. Grund dafür war ein „Sündenbewusstsein“ das vom orientalischen Manichäismus herkam und in der originären Erkenntnis keinen geistigen Ort hatte, da diese mit Religion im Unterschied zum Manichäismus keine Berührungspunkte hatte. Aus dem Austausch zum Zweck der Verbesserung wissenschaftlicher Erkenntnisse wurde ein Beichtritual mit dem Zweck, einander Sünden zu vergeben – wie dies auch wohl schon urchristliche oder zumindest frühchristliche Praxis gewesen war. Das ursprüngliche Meliorament wurde unter zwei gleichberechtigten Ordinierten verhandelt – das verzerrte Meliorament ereignete sich zwischen Ordinierten und Credentes und war eine Form der Seelsorge. Es beinhaltete stets ein Sündenbekenntnis, war darüber hinaus aber auch so etwas wie eine private Katechese, in der

Fragen der Credentes aufgenommen und – falls möglich – von den Ordinierten wahrheitsgemäß beantwortet wurden. In dieser Form stellte das Meliorament einen Kompromiss zwischen der Arbeit der Bewegung und der Religion der Bogomilen dar – bei ihnen hatte es ausschließlich der ethisch – moralischen Korrektur gedient. In seiner Eigenschaft als „Katechese“ war es auch eines der Mittel, die von den Ordinierten benutzt wurden, um die eventuelle Eignung eines in Aussicht genommenen Kandidaten für die Ordination festzustellen. Denn die Ordinierten stellten sich ja nicht wie die Christen predigend vor das Volk – zu ihren Veranstaltungen war zwar jedermann willkommen, sie befassten sich aber in den seltensten Fällen mit „Mitgliederwerbung“ oder gar mit internen Themen, sondern mit Dingen, die den Menschen aus ihrem Alltag auf den Nägeln brennen mochten. Wer im Anschluss an eine solche Veranstaltung den Besuch eines oder mehrerer Ordiniertes wünschte, bekam ihn – aber eine aggressive Eigenwerbung war damit nicht verbunden. An diese Bestimmung hielten sich, wenn auch sicher ungern, die Griechen dann ebenfalls. Ihnen blieb also nichts anderes übrig, als weitere Kontakte unter der Flagge des Melioraments segeln zu lassen.

Aber damit war die akute Verkirchlichung des katharischen Lebens noch nicht abgeschlossen. Es steht zu vermuten, dass auch das Consolament durch die Bogomilen von einem rechtlichen Akt zu einer sakramentalen Veranstaltung umgewandelt worden ist – mit Sicherheit wurde es mit einer Vielzahl von „gottesdienstlichen“ Elementen angereichert. Ebenfalls kultisch angereichert wurde die Brotbrechung – und zwar durch eine Segenshandlung. Für die Begegnung von Gläubigen und Initiierten wurde die Proskynese, der (dreimalige) zeremonielle Kniefall, eingeführt. Die einfache Lebensführung wurde durch Fastengebote verschärft. Nur noch auf Reisen durften die Katharer dem Wort genügen: esst, was man euch vorsetzt. In bogomilisch orientierten Häusern wurde auch das regelrechte Gebet gepflegt. Ein Beichtritus für ordinierte Katharer, das Apparellamentum, wurde eingeführt. Aber auch in der äußeren Struktur wurde, durch die Gliederung der Bewegung in Diözesen, denen ein Bischof vorstand, und durch die Einführung des Diakonenranges dezidiert verkirchlicht.

Da über diese internen Streitigkeiten nichts an den Tag gekommen ist, kann man diesen Teil der katharischen Geschichte vielleicht wirklich als einen geheimen im Sinne der Geheimhaltung ansehen. Aber es handelt sich hier nichtsdestoweniger um den krisenhaftesten und gefährlichsten Punkt in der Geschichte der Bewegung. Nicht äußerer Krieg hat sie zuletzt gefährdet, auch nicht, wie manche meinen, die allzu rigorosen „Regeln“ des katharischen Lebens, sondern die Bewegung ging an einem inneren Zwist zugrunde, der nur hätte vermieden werden können, wenn die Bewegung selbst das Opfer ihrer Friedlichkeit gebracht und sich den „Griechen“ mit Entschiedenheit entgegen gestellt hätte. Getreu ihrem idealistischen Grundsatz, dass wer sich auf die Ebene eines Gegners begibt, nicht besser ist als dieser, verzichtete man im Interesse der äußeren auf die innere Gemeinsamkeit. Aber seit 1197, seit jenem Konzil, ist die Bewegung, das bleibt festzuhalten, nicht mehr das, was sie in ihren Anfängen und bis dahin war. Sie ist ab dann „kirchlich“ geworden und wir werden sehen, dass sie das in noch weit größerem Umfang wurde – und so erst zur Gefahr für den römischen Klerus.

## Die Stadt der leeren Kirchen

Unser nebenstehendes Bild zeigt eine Ansicht der südfranzösischen Stadt Beziers. In die Geschichte ist Beziers eingegangen als Schauplatz eines Massakers. Sehr viele Menschen suchten 1209 in der Kathedrale Saint - Nazaire Schutz vor den eindringenden Kreuzfahrern - woraufhin dieselben die Türen der Kathedrale verrammelten und dieselbe in Brand setzten. Die Menschen darin starben, allesamt Christen, eines



grausamen, langsamen Todes. Aber die dies Massaker verübten, machten sich nach christlicher Ansicht keines Vergehens schuldig, denn „Tötet sie alle, Gott wird die Seinen schon heraus finden“ war die Antwort des Abtes und päpstlichen Legaten Arnaud Aumery auf die Frage, wie man

denn Credentes und Katholiken jeweils erkennen und auseinander halten könne. Ich meine, diese Antwort gibt uns erschöpfend Auskunft darüber, was der Klerus von seinem „Gottesvolk“ hielt. Der französische König selbst, der die Kathedrale brennen sah, ist über dieses optische und akustische Erlebnis nie hinweg gekommen - das brennende Beziers hat ihn zeitlebens bis in die Träume hinein verfolgt - von Abt Aumery ist Ähnliches nicht bekannt geworden. Auch dieser Unterschied ist, finde ich, bemerkenswert. Der König baute Beziers zwar wieder auf, auch die Kathedrale, aber dem aufmerksamen Beobachter entgehen die Spuren des Massakers nicht, denn noch vorhandene ältere Teile sind fragmentarisch in den schnell errichteten jüngeren Bau integriert worden. Man sieht die Brüche am Außenbau bis heute.

Es war also überhaupt nicht weiter von Belang, was mit den Menschen geschah, und so wie am Beispiel Beziers zeigt es sich auch in der ganzen alten Kirche. Erst durch die Reformation musste auch diese einiges an ihren Maßstäben notgedrungen verändern. Der römisch - katholische Priester bedarf, um eine Messe zu lesen, keiner Ge-

meinde. Denn die katholische Messe ist ihrem Wesen nach eben keine Gemeinschaftsveranstaltung, sondern eine magische Handlung, die auch, in der Tradition der Schamanen und Zauberpriester, von einem Individuum allein vorgenommen werden kann. Der Zelebrant kann dabei alle delegierbaren Funktionen auch selbst ausüben, so dass er Konzelebranten nicht braucht.

Zentraler Gedanke der Messe ist die erneute und wiederholte „transzendente Darstellung“ des Kreuzestodes Jesu als eine „unblutige“ Opferhandlung alten Stils. Der Zelebrant einer katholischen Messe ist immer noch der Opferpriester, der dem Jupiter den Stier als blutiges Opfer darbringt. Der Altar steht geistig immer noch auf dem Mons Capitolinus, wo immer er in Wahrheit auch stehen mag, vor dem Tempel der Divi Capitolini, der capitolinischen Trias, als welche begriffen wurden: Jupiter, Juno und Minerva. Der Stier ist Christus, der für die Sünden der Welt geopfert wird, der alte Gott dem er geopfert wird, ist Jupiter und mit vom Opfer profitieren Juno, die Gottesmutter, und Minerva, der Heilige Geist, der in der ältesten Kirche ja auch weiblich charakterisiert wurde. Ich erinnere an das Konspekt des Philippusevangeliums, aus dem das klar hervorgeht. Um sie herum bilden die diversen Apostel und Heiligen das eigentliche priesterliche Gottesvolk und vom Himmel herab sehen die Hierarchien der Engel dem Schauspiel zu. Wer die Messe so nicht versteht, der hat sie nicht verstanden und der kann auch den Ausführungen heutiger Theologen über den „Gnadenschatz der Kirche“ nicht im Mindesten folgen. Denn durch die unzähligen Opferhandlungen, die auf diesem kapitolinischen Hügel im Geiste vollzogen werden, hat sich die Genugtuung für unsere Sünden durch Jesus Christus so akkumuliert, dass sie das reale Sündenaufkommen der Menschheit um ein Vielfaches übersteigt. Jede Messe, die weiterhin gelesen wird, vergrößert diesen Gnadenschatz – und wie viele werden gelesen? In jeder Stunde die vergeht, steht irgendwo auf dem Globus ein Priester am Altar und vollzieht, mit oder ohne Assistenten, das magische Genugtuungsoffer. Hinzu kommen die „Guten Werke“ worunter der gelehrte Christ mitnichten die „Werke der Barmherzigkeit“ versteht, sondern jene, die den Gnadenschatz ebenfalls durch magische Handlungen vermehren als da sind: Rosenkranzgebete, Wallfahrten, fromme Gelübde, die einem privaten Opfer gleich gelten, aber auch das Erwerben von Ablässen und vor allem das magische Selbstopfer – die Hingabe des Ertrages aller Guten Werke für meinethalb die armen Seelen im Fegefeuer – selbst vertraut man sich dabei dem Schatz der Guten Werke an, den die Kirche sowieso schon unermesslich angehäuft hat. Auf diese Weise können auch Laien den Schatz der Guten Werke vermehren, aber den Großteil der Vermehrung besorgen die Priester durch den Vollzug der Heiligen Messe.

Warum ich auf dies alles eingehe, das doch zum katharischen Leben so gar nicht gehörte? Damit der „Laie“ versteht, dass eine leere Kirche, also ein Kirche ohne „Gemeinde“ für das christliche Religionsgerüst eigentlich gar keine Katastrophe darstellt. Die Kirchen sind gar nicht für die Gemeinden da, es sind Tempel, in denen Götter und Heroen wohnen und Priester als Dienerschaft derselben amtieren. Die Anwesenheit des Volkes, des λαός, ist nicht erforderlich. Aber die Priesterschaft amtiert nicht um ihrer selbst willen. Sondern sie amtiert in Stellvertretung aller Getauften und das Bindeglied zwischen ihnen und selbigen Getauften sind die sakramentalen Handlungen als da sind: Taufe, Firmung, die kirchliche Einsegnung der Ehe, die

Salbung der Kranken, die, auf der Schwelle zur Ewigkeit, dann auch kommunizieren dürfen, das heißt gleich dem Priester das vollbrachte Opfer auch genießen. Als wichtigstes Bindeglied aber gilt die Beichte. Jeder getaufte Christ hat sich ihr im Leben immer wieder zu unterziehen, damit er mit seinen angehäuften Sünden den Schatz der Kirche nicht allzu sehr beschwere. Ab und an am besten in regelmäßigen Abständen sollte er sich seiner Verfehlungen entledigen und im selben Maße wie er etwa den Schatz in Anspruch nimmt, ihn durch Gute Werke auch wiederum vermehren. Die Beichte ist also sozusagen ein Kreditgeschäft – der Beichtende nimmt Kredit in Form der Lossprechung auf, und der tilgt diesen Kredit bei der Kirchenbank durch die ihm auferlegten Guten Werke. Natürlich kostet wie bei einem anständigen Kredit, auch dieses Geschäft den Gläubigen Zins und Zinseszins, er muss mehr leisten als das Geschäft eigentlich wert ist und wenn das Geschäft gut ist, kommen dabei für den Gläubigen unutilgbare Summen zusammen – das Fegefeuer ist ihm also gewiss. Aber gewiss ist auch, dass die Kirche diese Geschäfte braucht und wenn die Beichtstühle leer bleiben, ist das ein Alarmzeichen. Eine Bank, der die Kunden ausgehen, kann dicht machen.

Das ist doch alles nicht miteinander vergleichbar? Oh doch, das ist es, denn die christliche Gesellschaft des Mittelalters nahm sich selbst tragisch ernst. Der Ungetaufte war nicht nur kein Christ sondern kein Mensch, der Irregeleitete nicht nur ein Meinungsabweichler, sondern ein Todkranker, dessen Krankheit zudem hoch infektiös war. Daher wundert es auch nicht, dass diesen Irregeleiteten das Verursachen von Epidemien angelastet wurde, zuallererst immer den Juden, die mit ihrer „Halsstarrigkeit“ das Unheil und den Zorn Gottes besonders anzogen. Aber alles Fremde war ebenso geeignet, dem zornigen Gott, in dem der alte Blitzeschleuderer fortlebte, einen Anlass zu geben, sich mal wieder blutige Opfer zu verschaffen. Die tragische bogomilische Wende in der Geschichte der Katharer machte nun diese zu ebensolchen möglichen Opfern. Solange die Bewegung allein auf sich gestellt in der Provence gewirkt hatte, waren Kirchen und Beichtstühle nicht leer geblieben – nun aber blieben der Bank die Kunden weg, denn die neue Richtung einer fanatisierten und um Massenanhang bemühten Gnosis begnügte sich nicht damit, das Kirchentreiben zu belächeln, sie ging aggressiv gegen dasselbe vor, die bogomilisch orientierten Prediger wetterten und polemisierten gegen die christliche Lehre, in der sie den Rachen ihrer demiurgischen Hölle sperrangelweit geöffnet sahen. Dabei kannten sie die inneren Zusammenhänge, von denen ich oben sprach, natürlich auch nicht, sonst hätten sie niemals davon gesprochen, dass die Christen „Materie“ anbeten würden – was ja auch ganz falsch war, wenn man es richtig sieht. Nicht das Kreuz wurde ja angebetet, sondern das Kreuz war lediglich Sinnbild für das, was in der Messe geschah. Auch in der Kreuzverehrung wurde nicht das Holz verehrt, sondern der, der daran in Erscheinung trat – wobei diese Ansehensweise vulgo vielfach ins Hintertreffen geraten war – und besonders bei den geistig völlig verwahrlosten Laien, die die Sinnbilder mangels Aufklärung für das Eigentliche des Glaubens hielten – anders erklärt sich auch der exzessive Reliquienkult nicht. Die bogomilisch orientierten Prediger stammten weithin aus diesem Laien- und dem unteren Klerikerstand, der in die Feinheiten des Kultus nicht tief oder gar nicht eingeweiht war. So zog ein Vorurteil das andere mit sich, wie das in Religionen des Öfteren zu geschehen pflegt, und kam als Verdammungsurteil von den Kanzeln und aus den Auditorien der Katharer

als sich gegenseitig im Raum schneidende Echos in das Volk zurück. Niemand verstand die Angelegenheit, aber alle waren zutiefst davon überzeugt, dass sie allein sie richtig verstünden. So baute sich eine auf allen Seiten aggressive und explosive Stimmung auf, die nur noch auf den Funken wartete, der den Brand entfachen würde. So stellt sich die Situation zum Ende des zwölften und am Beginn des dreizehnten Jahrhunderts dar, aber diese Situation ist nicht die Standardsituation für Gebiete, in denen das Phänomen Gnosis geistig dominiert, sondern sie zeigt uns die Gefahr, in der eine solche eigentlich überlegene Bewegung immer steht, wenn sie versucht, sich einer anderen anzufürmen. Dies Phänomen begegnet uns bereits in den allerersten Anfängen der Gnosis im alten Ägypten. Sowie diese Kultur begann, sich den umliegenden Kulturen anzufürmen begann der Abbau und die Zurücknahme alles dessen, was ihre Überlegenheit ausgemacht und die Menschen bis dahin sicher geleitet hatte. Das Phänomen setzt sich fort im „Konkurrenzkampf“ der christianisierten Gnosis mit dem orthodoxen Christentum. Indem die Gnosis Elemente des christlichen Glaubens übernahm, verriet sie sich selbst. Das Phänomen setzt sich fort in der Übernahme des Manichäismus durch die Gnosis – mit den manichäischen Mythen und Theoremen, mit der „Kirchlichkeit“ der neuen Religion begann der Ausverkauf der freien Lehre der Erkenntnis an eine zwanghafte, von Regeln und Dogmen bestimmte Ideologie. Die Bogomilen und griechischen Spätgnostiker, die da über die Provençalen hergefallen waren, repräsentierten genau diese katastrophale Entwicklung und sorgten auch stracks für eine neuerliche Wiederholung der altbekannten Kalamitäten – ja, wären sie nur altbekannt gewesen, aber sie waren es eben nicht und so geriet die Bewegung in jenen ideologischen Malstrom in dem sie untergehen musste. Gnosis kann nicht, das lehrt uns jene Geschichte, Kirche spielen, kann nicht Religion sein wollen, denn wenn sie es will, ist sie auf der ersten Sprosse jener Leiter die am Ende zur physischen Vernichtung derer führt, die daran herunter gestiegen sind. Insofern sind die Katharer als Katharer zu Recht untergegangen. So entartet war der Bewegung keine Zukunft mehr beschieden. Das lehrt uns aber auch: nicht um jeden Preis ist der Ruhe und der Harmonie der Vorzug vor der Polarisation zu geben und es gibt auch für die Gnosis Parameter, die eine *Conditio sine qua non* bedeuten. Überall wo diese auf ihre Eigentlichkeit verzichtet, wo sie nach Fremdem schielt, Erfolg haben will, den andern gleichen und sie überflügeln will, ist sie am falschen Ort und hat sie die falschen Richtmaße. Gnosis ist nicht das bessere Christentum, wer sie so versteht, versteht sie falsch.

Dass die Kirchen ruhig leer bleiben konnten, haben wir, denke ich, gesehen. Denn der christliche Laie spielte in der römischen Kirche nur die Rolle eines schweigenden Statisten, dessen Lebenszweck darin bestand, die Kirche materiell zu erhalten. Dafür erhielt er von ihr die Taufe, die gelegentliche Absolution (jenen religiösen Kredit, von dem ich schon sprach) und ein christliches Begräbnis, durch welches er auf magische Weise dem Rachen der Hölle entzogen und mit der Hoffnung des Fegefeuers bedacht wurde. Ob er die Kommunion von ihr erhielt, war fraglich und konnte es auch bleiben, denn die Kommunion zu nehmen gehörte nicht zu den Pflichten eines Christenmenschen, sie war eigentlich dem Klerus als dem wahren Gottesvolk vorbehalten. Nur einmal im Jahr, zu Ostern, durfte die ganze Christenheit an der Kommunion teilhaben. Kenntnis der christlichen Grundlagen, als da wären der Bibel und der Kirchenväter, war dem Laien auch nicht vonnöten, für diese Dinge hatte der Klerus Gott

Rede und Antwort zu stehen – und er stand sie denkbar schlecht in dieser Zeit. Zwar waren die Tage des kirchlichen Erbrechts vorbei, der Zölibat hatte sich in der westlichen Kirche durchgesetzt, aber „Simonie“ war weiterhin im Schwange, also der Ämterschacher, und würde bis zur Reformationszeit steter Begleiter des westlichen Christentums bleiben. Der Stand des Klerikers war also nach wie vor nicht mit einem Stand der höheren Bildung zu verwechseln, wiewohl es außerhalb dieses Standes quasi überhaupt keine Bildung mehr gab, es sei denn, man war Jurist oder eben Ketzer. Aber dieses analphabetische Volk war tief religiös – und da die Kleriker ihren Hunger nach Mehr (der ja auch ein Bildungshunger war) nicht befriedigten, weil sie oft selbst Not litten, wandten sie sich dem Erbe ihrer Ahnen zu und landeten folgerichtig wieder bei der Magie. Dadurch wurde die Kirche, die ja ein Tempel war, dann wiederum interessant, nicht wegen irgendwelcher Lehren, sondern weil kostbare Dinge dort aufgehoben waren: Hostien, geweihte Kerzen, Weihwasser, sakramentales Salböl, das waren so die Dinge, an die man relativ leicht kommen konnte, aber auch Farbe oder Blattgold von Altären war interessant oder gar Weihrauchklumpen aus dem zur Messe verwendeten Gefäß. Um an die zu kommen oder an Heiligenteile musste man schon mindestens einen Türhüter kennen – wir erinnern uns, im Tempel taten die verschiedensten Weihegrade Dienst, von ganz unten: Türhüter – bis ganz oben: Erzbischof.

Die Katharer strebten unter dem Einfluss der Griechen nun nach ähnlichen Strukturen. Genauer gesagt, ihr Streben nach Massenanhang machte eine solche Ähnlichkeit auch in der Frage einer kirchlichen Hierarchie nötig. Man musste – schon ganz dem Ursprung entfremdet – das Gebilde ja irgendwie zusammenhalten. So wurde für die Katharer ein Bischofsamt begründet, das die Bogomilen seit jeher gehabt hatten. In ihrer Heimat hatte dieses Bischofsamt allerdings mehr priesterliche und normative Züge als in der Provence und in Südfrankreich. Die ursprüngliche Bewegung erzwang den Verzicht auf lehrmäßige Dominanz des Bischofs und beschränkte ihn auf die reine Verwaltung der „Diözesen“, die nun nacheinander eingerichtet wurden. Die Nachfolge aber wurde für die Bischöfe wiederum auf dem bogomilischen Weg geregelt und schloss die für die Bewegung bis dahin typische Demokratie aus. Denn der Bischof ernannte aus der Gesamtheit der Bonshommes (nur der Männer) zwei „Assistenten“ deren einer als sein designierter Amtsnachfolger galt. Trat er sein Amt an, so rückte der bis dahin Zweitplatzierte in den Rang eines Nachfolgers vor und ein neuer „jüngerer Sohn“ wurde ernannt. Zu den Pflichten des Bischofs gehörte die Aufsicht über die Konvente, die Sammlung und die Verteilung materieller Güter, die Kontrolle über die rite Durchführung der Sakramentalien – alles Tätigkeiten die vordem in der Bewegung unbekannt gewesen waren.

Besonders aber gehörte zu ihrem Aufgabengebiet die Vorsorge für Notzeiten. In der alten Bewegung hatte man dergleichen nicht gekannt und daher hatte man von ihnen auch nichts gehört. Nun aber, indem sich vor allem die Konvente bogomilische Prägung immer wieder aggressiv mit den Christen anlegten, indem ihre Ordinierten sich mit einer eigenen Institution als „Gegenkirche“ empfahlen, kam es immer öfter und, wer will es leugnen, auf beiden Seiten zur Frontbildung und zu immer unfreundlicheren Akten. Priester wurden erschlagen, Kirchen und Hostien geschändet, die Predigt der – bogomilischen – Katharer wurde immer polemischer und all das

rief schließlich auch die weltliche Ordnungsmacht auf den Plan. Da die provençalischen Magnaten größtenteils aber nichts gegen die Bewegung unternahmen – warum sollten sie auch, waren sie dieser doch fast durchweg selbst verbunden – trat das Königtum an deren Stelle und verbündete sich mit dem Christentum zwecks nachhaltiger Beseitigung des Übels. Nun auf einmal wurden die leeren Kirchen propagandistisch als Werk der Katharer bezeichnet – was ja definitiv nicht die Wahrheit war, aber an der hatte niemand Interesse. Daraufhin schlugen die Katharer zurück, indem sie die zugegeben vergleichsweise losen Sitten der Geistlichen brandmarkten und allenthalben Vergleiche zwischen dem Neuen Testament und dem Zustand des klerikalischen Christentums der Zeit anstellten, die selten zugunsten des Christentums ausfielen. Aber sie schlugen, wie gesagt, nicht nur mit Worten zurück, sondern ihre Credentes, wütend über den Tort, den man ihren Idealen antat, und unkundig dessen, woher die Sinnesänderung der Kirche kam, schlugen auch mit der Faust, mit dem Knüppel und mit Schwertern und Dolchen drein – und darauf konnte die Kirche nur ihrerseits mit Gewalt antworten, indem sie durch ihren weltlichen Arm, das Königtum, Folter und Hinrichtung verordnete. Eine regelrechte Hatz setzte ein, der besonders die Gläubigen zum Opfer fielen. Die bogomilischen Katharer hingegen begaben sich auf einen wohl geordneten und lange vorbereiteten Exodus, dessen Wege sie durch das Veltlin nach Norditalien führten, wo die Bewegung schon des längerem völlig bogomilisch orientiert war. Natürlich durften auch Katharer alter Schule diesen Weg gehen, aber ihres Bleibens in Italien war meist nicht lange – sie zogen weiter und fanden erst in Böhmens Wäldern endlich eine ihnen angemessene Zuflucht. Die Tragik liegt darin, dass sie, im Gegensatz zu ihren bogomilischen Gefährten diesen Weg sozusagen ohne eigenes Zutun gehen mussten und statt eines Dankes wird oft genug ein Fluch über ihre Lippen gekommen sein oder zumindest ein bitterer Vorwurf, der sich nicht nur gegen die Bogomilen, sondern auch gegen die eigenen Vertreter richtete, die durch ihre Friedlichkeit all diese Unfriedlichkeit erst möglich gemacht hatten.

Aber nicht alle Katharer verließen ihre Anbefohlenen auf diese Weise. Viele blieben auch im Lande, teils von ihren Landesherren offensiv geschützt, teils auch im Verborgenen lebend, versuchten sie, weiter das Werk der Bewegung – nun, da die „Griechen“ flohen, wieder im alten Sinne der Miriam – zu tun. Aber die Kirche und der König unterschieden nicht so fein, für sie war ein Katharer eben ein Katharer, und sie kamen mit ihren Knechten, fingen und brannten, was immer ihnen unter die Hände kam – und es war viel, was sie ergriffen, denn sie beschränkten sich nicht auf den Ertrag von Denunziationen, sie zogen regelrecht gegen die „Verdorbenheit“ zu Felde – der „Albigenserkreuzzug“ kam ins Rollen. Massaker wie das geschilderte von Beziers waren hinfort an der Tagesordnung und das Wort des Aymeric war den Kreuzheeren (die zumeist aus marodierenden Abenteurern, nicht einmal aus regulären Söldnertruppen bestanden) Gesetz. Sie mordeten ohne Ansehen der Person und das, was sie aus unerfindlichen Gründen nicht erschlagen konnten, richtete die Kirche auf ihren Scheiterhaufen hin. Dabei trat sich besonders ein Mann hervor, dessen Verdienst wir in einem gesonderten Kapitel gedenken möchten.

## Domenico Guzman



Dies nebenstehende Bild sagt eigentlich schon alles aus, was ich in diesem Kapitel darüber schreiben möchte, auf welcher Basis Christentum und Gnosis andernorts und auch hier miteinander in Dialog getreten sind, denn es zeigt, wie der heilige Dominikus, der diese Kapitel die Überschrift gab, mit Katharern disputiert. Vor ihm brennt das Feuer, in dem man sie foltern wird.

Dieser Teil der Geschichte der Katharer ist sattsam bekannt, wenn er auch von den verschiedenen Parteien ganz verschieden geschildert wird. So lassen christliche Berichterstatter neuerer Zeit es sich angelegen sein lassen, die Verdienste gerade dieses Domenico Guzman über den grünen Klee zu loben, der die Inquisition neu erfand, nachdem sie für Jahrhunderte in Vergessenheit geraten war. Ihr

eigentlich erfinder ist übrigens der Kirchenvater Augustinus, der auf diese Weise in seiner Heimat Nordafrika Pogrome gegen die dort ansässigen Manichäer entfesselte. Domenico soll, so die kirchliche Lesart, das gegenseitige Abschlachten gestoppt haben – oh ja, er verhinderte, dass sich die Credentes gegen die Katholiken wehrten – die Abschachtung von Hunderttausenden Credentes hingegen durch die katholischen Söldner des Albigenserkreuzzuges hat er weder verhindert noch verhindern wollen. Er war dabei, als 1244 die Festung Montségur durch Verrat fiel und er gab der lodernden Grube, in der die am Tage davor mit dem Totenconsolamentum versehenen Katharer, Männer, Frauen und Kinder lebendigen Leibes verbrannten seinen weit ausholenden Segen. Das ist eigentlich alles an Positivem, was man über ihn und seine Dominikaner sagen kann. Sie wedelten mit den Weihrauchfässern um die Scheiterhaufen herum und wehe dem, der ethisch begründete Zweifel an ihrer Praxis erkennen ließ: er war das nächste Opfer ihrer Frömmigkeit. Sie brachten ihrem Christengott Hekatomben von Brandopfern dar und sie sind die eigentlichen Erfinder des Holocaust zu nennen. Dabei wollte Domenico de Guzman – nein, das ist falsch, der wollte nicht, wie es zuweilen tönt, dass Ketzer und Kirche wieder miteinander sprachen, er wollte lediglich auf die Ketzer und die Katholiken wirkungsvoller einreden als es bisher die Zisterzienser vermocht, und mehr von ihnen ausfindig und zu Brandopfern machen als jene. So ist er für die Kirche zum Begründer der eigentlichen Inquisition geworden und sein Orden hat, mit wenigen Ausnahmen durch die Beteiligung der Franziskaner, die Hauptschuld am Mord an Abertausenden von Menschen bis zur Aufhebung der Inquisition und bis zu ihrer Verwandlung in die Glaubenskongregation des Vatikan.

Wo immer seine Mönche auftraten, verbreiteten sie Angst und Schrecken, denn sie drohten jenen, die ihre Lieben nicht denunzierten mit diesseitigen und jenseitigen Höllenstrafen. Innerhalb eines bestimmten Zeitraumes hatte, wo sie auftraten, jeder Christ möglichst viele Abweichler anzugeben und dass, wo keine bekannt waren, dann auch andere „Rechnungen“ beglichen wurden, kann man sich an allen fünf Fingern abzählen. Denn der Denunziant musste die Wahrheit seiner Aussage in keinem Fall beweisen – und konnte seinerseits, dies eine Art ausgleichender Gerechtigkeit, seinerseits keineswegs sicher sein, nicht ebenfalls angezeigt und dann ebenso behandelt zu werden wie diejenigen, die er ausgeliefert, hatte behandelt worden waren. Die Vermögen der Angeschuldigten wurden natürlich, so sie welche hatten, sofort eingezogen und zwar zugunsten des Heiligen Stuhls, der also an der Inquisition gut und sehr gut verdiente und schon darum kein Interesse hatte, diese einzuschränken.

Man hat im Zusammenhang mit der Inquisition immer auf den dritten Innozenz geschimpft, der dem Domenico das Patent zum Abschachten von Menschen gab. Er hätte dieses Patent zum organisierten und institutionalisierten Massenmord aber vielleicht bei sich behalten, wenn es Domenico nicht für sich und seinen Orden als Aufgabe verlangt hätte. Er wäre wohl auch einer andern Lösung offen gewesen, denn Innozenz (da Segni) war zwar durch und durch Politiker und größtenwahnsinnig war er auch, die Stellvertretung Christi durch den Papst geht dogmatisch auf ihn zurück, aber mörderische Instinkte waren ihm fremd. Hingegen zelebrierte Domenico diese in großem Stil und mit großer Geste und mit allem verfügbaren kirchlichen Pomp und Prunk und seine geistigen Nachfahren steigerten dies noch bis zu jenen beklemmenden Veranstaltungen die Autodafé genannt, vornehmlich im spanischen Machtbereich ausgeführt wurden und deren Atmosphäre uns Goya in seinen Bildern eindringlich vorführt, denn in seinem Jahrhundert, dem neunzehnten, waren diese Dinge an der Tagesordnung – zumindest in Spanien, dem allerkatholischsten Land Europas und der Heimat Domenico Guzmans. Die Inquisition, deren Vater er und sein Orden ist, begnügte sich nicht damit, Katharer und Credentes zu fressen, sie fraß am Ende das gesamte geistige Europa, insofern es katholisch war und der Index des Vatikan liest sich wie das Who Is Who des europäischen Geisteslebens. Man kann Napoleon gar nicht genug dafür danken, dass er durch sein konsequentes Handeln diesem Spuk ein Ende bereitete, indem er die weltliche Macht der katholischen Kirche über Europa beendete. Niemand, stellte sich heraus, hatte ein Interesse, diese Macht nach seinem Sturz wieder zu beleben und wenn das Papsttum auf diesen Sturz in der Hoffnung hin gearbeitet hat, Verlorenes wieder zu erlangen, sah es sich, zur Ehrenrettung der europäischen weltlichen Mächte, getäuscht. Aber die Bewegung war ein für allemal zerschlagen und damit waren neue Bewegungen nötig geworden, um dem freien Menscheng Geist zum Durchbruch und dem Dogma zum Abstieg zu verhelfen und – diese neuen Bewegungen sollten erscheinen, eine um die andere. Der Hammer, der den Katharern entfallen war, Humanisten, Reformatoren und Aufklärer nahmen ihn wieder auf, und schlugen Stück um Stück aus dem Gebäude der geistigen Sklaverei heraus, bis es zusammenstürzte und nur noch jene Ruine übrig ließ, in deren romantisch überwucherten monumentalen Resten es sich trefflich vom heiligen Mittelalter träumen lässt, wie es denn unser derzeitiger Papst auch tut. Aber auch er wird nicht verhindern, dass das Christentum sich neue Wege suchen und finden muss, will es weiterhin als ein Faktor der Weltkultur bestehen. In

diesen neuen Wegen wird Stück um Stück das wieder eingebaut werden, was damals im dreizehnten Jahrhundert herausgerissen worden ist.

Denn oh Graus, die Bewegung hat allem zum Trotz dennoch nicht nur in den Bemühungen von Humanisten und Aufklärern, sondern auch aus eigenen Recht überlebt. Heute gibt es, unangefochten, wenn auch in weitaus kleinerem Maßstab und im Einzelnen durchaus anfragbar, wieder ein Katharertum in Südfrankreich und in jeder Nation Europas gibt es Kreise, die, wenn auch in sehr verschiedener Qualität und meist in geringer Quantität aber zum Teil sogar weltumspannend das alte Gut der Erkenntnis hegen und pflegen. Für diese Kreise ist dieses Büchlein geschrieben. Denn ihnen war Aufschluss darüber zu geben, was in den Büchern der Kirche über die Katharer nicht steht oder nur am Rande erwähnt wird: über den Zwist zwischen miriamitischer und bogomilischer Bewegung in einer historischen Epoche. Zur Warnung ist es gedacht, sich nicht von denselben Antrieben hinreißen zu lassen und so die Bewegung an ihrer Wurzel zu treffen, damit sie nicht durch Andere verletzlich werde wenn sie nun aus ihrer Verborgenheit hinaus in die Weite schreiten will.

Berlin, im Januar 2009-01-19

© 2009 by Juliane Bobrowski für das Erkenntnisprojekt. Veröffentlichung an anderer Stelle nur mit Genehmigung des Autors.